

H. D.

Das
italienische Kabinet
oder
Merkwürdigkeiten aus Rom
und Neapel.

3173

H. P. 2143.6.

Ital. 38.*

(38

m

D a s

italienische Kabinet

oder

Merkwürdigkeiten aus Rom

und Neapel

R

von

C. F. Benkowitz.

Leipzig 1804,

bey Heinrich Graff.

italienische Kabinete

1842

Merkwürdigkeiten aus Rom



von

C. F. Benkowitz



V o r r e d e.

In Italien, besonders in Neapel, entbehrt man vieles, woran man in Deutschland von Jugend auf gewöhnt ist. Hiezu gehören öffentliche Häuser, in denen man sich zu gesellschaftlichen Vergnügungen versammelt (denn die Caffee- und Eis-Häuser verdienen diesen Namen nicht), öffentliche Gärten, Lustörter, schattigte Spaziergänge, die Freuden eines wohleingerichteten Tisches, eine gewisse Herzlichkeit im Umgange, eine literarische und politische Welt, und viele ande-

re kleine Ergetzlichkeiten, die im Ganzen den Reitz des Lebens ausmachen. Dadurch entsteht in jedem denkenden Fremden ein gewisses Leer, das ausgefüllt werden muß.

Aber es gibt hier auch zwei wichtige Dinge, wodurch es ausgefüllt werden kann; sie heißen Natur und Kunst. Das Auge ist der Sinn, der in Italien vorzüglichen Genuß findet. Unter Gottes freiem Himmel beut sich ihm die Natur in ihrer Pracht dar, in den Wohnungen der Menschen die Kunst. Ein großer Zweig der letzten stammt aus dem Alterthum her, und dieser hat einen solchen Reiz, daß er alles, was man etwa in Italien entbehren muß, ersetzen kann.

Ein kleiner Umstand führte mich zu dieser Erfahrung. Ich kaufte in Puzzuolo einige antike Münzen, und zwar ganz absichtslos; ein Kenner erklärte mir die Inschriften, zeigte

mir ihren Zusammenhang mit der Geschichte, und machte mich auf den Karakter des Gepräges aufmerksam. Dies hatte einen unbeschreiblichen Reiz für mich, und von dieser Zeit an begann ich, Münzen zu sammeln.

Einst, als ich einige von einem Cicerone kaufte, trat ein alter Priester zu mir heran, nahm mich auf die Seite, und bot mir eine Sammlung von etruskischen Gefäßen zum Verkauf an. Dieser arme Mann hatte seine Lebenszeit hindurch Vergnügen daran gefunden, die Gefäße zu sammeln, war aber durch die Revolution in Dürftigkeit gesunken, und mußte sie jetzt aus Mangel und Elend verkaufen. Ich sah sie, liefs sie prüfen, und nach einigen Verhandlungen waren wir einig. Am andern Morgen stand ein Esel mit zwei großen Queerkörben vor meiner Thür, worin die Gefäße sauber eingepackt lagen. Viele

davon waren noch in keiner andern Sammlung gewesen, sondern unmittelbar aus den Händen der Leute, welche sie in den Gräbern der Hetrurier fanden, in die Hände des Priesters übergegangen.

Dieser Anfang machte mir Muth, und ich begann mit grossem Eifer zu sammeln, nicht Münzen und hetrurische Gefässe allein, sondern auch andere Alterthümer und Merkwürdigkeiten, kurz alles, was mir in meinem Vaterlande interessant zu seyn schien, und was einen Begriff von manchen wichtigen und unwichtigen Dingen in Italien geben kann, die oft in Reisebeschreibungen erwähnt werden.

Ich war glücklich im Sammeln, und besonders im Sammeln der Münzen. Ein günstiger Zufall führte mir eine ansehnliche Menge Kaisermünzen in die Hände, die erst ausgegraben, und noch nie in einem Münz-

kabinet gewesen waren. Unter diesen fand ich sehr viele mit griechischen Inschriften, also aus den Städten graece loquentibus, und eine Menge merkwürdiger Reverse, von denen ich viele selbst noch nicht zu entziffern weifs.

Ich lebe an einem Orte, wo Münzwissenschaft zu denen von nur wenigen gekannten gehöret, und wo, in Absicht der antiken Münzen, ich mich als denjenigen betrachten muß, der am meisten davon versteht. Amtsverrichtungen und andere Geschäfte erlauben mir jedoch nicht, mich diesem Studio zu widmen; aber den Wunsch kann ich nicht unterdrücken, daß die wahrscheinlich hier verborgen liegenden Schätze, unter denen ich selbst hie und da einen nummum unicum vermuthen darf, von einem Kenner ans Licht gezogen werden mögen.

Ich fand ein solches Vergnügen am Sammeln der Münzen und ihrer allmählichen Entzifferung, daß ich mich nicht entsinne, mein ganzes Leben hindurch eine Wissenschaft mit solcher Begeisterung getrieben zu haben. Mit Sehnsucht, als hätte ich eine Geliebte, oder eine jüngst mit mir vermählte Gattin, daheim, eilte ich, wenn ich mich auswärts befand, wieder zu Hause, um meine Schätze zu durchlaufen. Dies mag als Beweis dienen, wie hinreißend diese von so wenigen gekannte und geachtete Wissenschaft seyn kann.

Ich beschränkte mich indess nicht bloß auf Alterthümer, sondern sammelte auch manches aus dem jetzigen Leben der Italiener, so wie einige Conchilien und Naturalien. Auf diese Art entstand das italienische Cabinet, das in den folgenden Blättern näher be-

schrieben ist, worin jedoch die Alterthümer das eigentliche Gros ausmachen.

Es war ein sehr süßser Gedanke für mich, diese in mein Vaterland, das nicht reich daran ist, zu versetzen, und ich wandte mein ganzes Bestreben darauf.

Es ist mir gelungen. Ich habe die von dem großen Baume des Alterthums abgerissenen Blätter und Zweige nach Deutschland verpflanzt; wie es mir gelang, davon wird in dem Buch selber ein eigener Abschnitt vorkommen.

Und nun noch einige Worte von diesem Buche, von welchem schon einige Proben im Freimüthigen No. 36. 1804. vorgekommen sind. Ich glaube nicht, daß man es als einen bloßen Pendant zu der Sammlung betrachten muß, sondern als ein Lesebuch über mancherlei Gegenstände in Italien, die auch, ohne sie

vor Augen zu haben, ihr Anziehendes behalten. Das meiste von dem, was man beschrieben liest, sieht man nicht in der Wirklichkeit. So ist es auch hier, und es findet bloß der kleine Unterschied Statt, daß ein genauer Bezug auf die Gegenstände genommen ist, und daß sie so beschrieben sind, als wenn man sie vor Augen hätte. Man denke sich dies hinweg, und man liest nichts als eine Beschreibung von mannigfachen Merkwürdigkeiten, die in Italien zu Hause gehören.

I n h a l t.

Mineralien und Lavasorten.

No. 1. Wandbekleidung aus der Piscina mirabile auf Cap Misene.	Seite 3
No. 2. Geschmolzener Tufstein in einigen merkwürdigen Höhlen am Pausilipp.	6
No. 3. Antikes Mosaik.	11
No. 4. Ein Baumaterial von dem alten griechischen Theater in Pompeji.	13
No. 5. Die gewöhnlichsten Arten der Wandbekleidung in dem alten Pompeji und Herculanium.	15
No. 6. Lava des Vesuvs von verschiedenen Arten.	19
No. 7. Verschiedene Arten Steine, welche der Vesuv auswirft.	21
No. 8. Geschliffene Sorten von Lava.	22

No. 9. Halb und ganz verwitterte Lava.	S. 23
No. 10. Erdart aus den Campis phlegraeis bei Puzzuolo.	25
No. 11. Producte, welche das Meer bei Puz- zuolo auswirft, und die Knaben der Cice- rone verkaufen. . . . , . . .	28
No. 12. Ein Priapus.	30

B r o n z e n.

No. 13. Ein antiker Jupiter-Ammons-Kopf.	32
No. 14. Eine antike Heftnadel, eine derglei- chen Glocke, ein Schlüssel und ein Thier- kopf.	34
No. 15. Ein Hippogryph.	36
No. 16. Ein Medusenkopf.	37
No. 17. Eine bronzene Lampe.	38
No. 18. Ein caduceus oder Merkursstab. . .	39

Hetrurische, römische und aegypti-
sche Vasen und Gefäße.

No. 19. und 20. Zwei sehr alte Giefskannen, oder Opfergefäße.	41
No. 21. Eine spätere hetrurische Opferkanne.	44

No. 22. Zwei kleine Trinkgefäße.	S. 46
No. 23. Eine kleine Schale.	47
No. 24. und 25. Zwei kleine antike Töpfe.	48
No. 26. Eine etruskische <i>Επιχρυσίς</i> mit Figuren.	49
No. 27. Ein etruskischer flacher Teller, oder Discus mit Figuren.	51
No. 28. und 29. Zwei Trinkgeschirre.	53
No. 30. Ein ägyptisches Thränengefäß, oder Lacrymatorium.	54
No. 31. 32. und 33. Drei Thränengefäße von verschiedener Art.	57
No. 34. 35. 36. 37. und 38. Fünf antike Töpfe, wie man sie in Pompeji findet.	58
No. 39. Vas vel mensae, vel culinae inseruiens.	60
No. 40. und 41. Zwei Balsamarien.	61
No. 42. 43. 44. 45. 46 und 47. Gefäße wie man sie in den Gräbern der Armen findet.	63
No. 48. Eine etruskische Patera.	64
No. 49. 50. 51. 52. 53. 54. Gefäße, wie sie wahrscheinlich den Kindern mit ins Grab gegeben wurden.	65
No. 55. und 56. Zwei Lampen von rother Erde.	66

- No. 57. Ein hetrurisches Grab mit dem Skelet, und den Gefäßen umher, wie es unweit dem Vesuv gefunden wurde. . . . S. 68

Conchilien, die im Golf bey Neapel gefunden werden.

- No. 58. Zwei groſse und ein kleiner Meerstern. S. 81
- No. 59. a) Zwei Meerpferde. (Cavalli marini) b) ein Todtenkopf. c) ein Corallenast. d) einige unbekannte Schalenthiere, und e) eine eßbare Muschel. 83
- No. 60. Verschiedene andere Conchilien und Meerthiere aus dem Golf bey Neapel. . . . 86
- No. 61. Einige Bruchstücke von antiken Gefäßen, Lampen u. s. w. 87
- No. 62. Zwei antike knöcherne Griffel, mit denen man auf Wachstafeln schrieb. . . . 90
- No. 63. Ein gläsernes Lacrymatorium. . . . 91

Einige Sachen aus dem jetzigen Leben der Römer und Neapolitaner.

- No. 64. Maccaroni. 93
- No. 65. Einige Sorten Brot aus Neapel . . . 100

No. 66. Ein römischer Dolch, und ein römisches Messer.	S. 102
No. 67. Ein türkischer Säbel.	104
No. 68 Eine Lampe, wie sie jetzt fast in ganz Italien gebräuchlich ist.	106
No. 69 Eine Neapolitanische Pfeife.	108
No. 70 Etwas aus Rom, das sich nicht gut nennen läßt.	116
No. 71 Einige Pasten aus Rom.	117
No. 72. Neues römisches Mosaik.	124
No. 73 Ein Stein von mehreren Farben, wie man sie noch jetzt zu schneiden pflegt.	126

Kupferstiche aus Rom und Neapel.

No. 74 Neapel mit seinem Golf, mit den Inseln und seinen umliegenden Landgegenden. Eine topographische Karte von Rizzi - Zannoni.	129
No. 75. Ein Plan von der Stadt Neapel; von Ebendemselben.	142
No. 76. Die Peterskirche inwendig; von Vincenzo Feoli.	153
No. 77. Die Peterskirche in Rom von aussen, nach Giovanni Antolini.	156

Erzählungen und Nachrichten von
Kunstsachen.

Ueber den Transport von Kunstsachen, nebst Erzählung, wie die beschriebenen Kunst- sachen von Neapel bis Schlesien versetzt wurden.	164
Ein Paar Worte über alte Münzen. . . .	185
Etwas über die Physiognomien der römischen Kaiser.	197
Tabula I. oder Nachrichten von verschiede- nen antiken Münzarten.	202
Anhang.	209

Das
Italienische Cabinet,
oder
Merkwürdigkeiten aus Rom
und Neapel.

Das

italienische Cabinet

oder

Merkwürdigkeiten aus Rom

und Neapel.

No. 1.

Wandbekleidung aus der Piscina mirabile auf Cap Misene.

Auf dem Cap Misene, welches den rechten Arm von dem Golf bei Neapel bildet, ist ein großes unterirdisches Gebäude, bekannt unter dem Namen Piscina mirabile, oder der wunderbare Teich. Man sagt, daß dieser Ort, der jetzt einer Kirche ähnlich sieht, und eine Menge großer Pfeiler und Gewölbe in sich faßt, vom Nero erbauet, und ehemals ein Wasserbehälter für die römische Flotte gewesen sei. In diesem unterirdischen Bezirk, in welchen man auf einer Treppe von vielen Stufen hinabsteigt, und worin das Licht durch eine entstandene Oefnung des Gewölbes hineinfällt,

findet sich etwas, das man, so viel mir bekannt ist, sonst in der ganzen Welt nicht findet, ein Ueberzug der Wände und Pfeiler von einer außerordentlichen Festigkeit und Schönheit. Die Naturforscher sind uneinig, ob dieser Ueberzug sich von selber durch uns unbekannte Ursachen mit Länge der Zeit, und indem das Wasser das Aeufsere der Mauer auflöste, bildete, oder ob er als Composition vorher bereitet und angetragen wurde. Das letzte ist bei weitem wahrscheinlicher, zumal da der Ort zu einem Wasserbehälter bestimmt war.

Man sieht hier ein sehr schönes Stück von diesem Ueberzuge, das zu einem Oblongum geformt, und auf beiden Seiten geschliffen ist. Es hat eine graue mit schwärzlichen Flekken vermischte Farbe, und eine Politur, wie der feinste Marmor, angenommen. Die Naturforscher und Architecten würden hier ein weites Feld finden, die Materie dieses Ueberzuges zu prüfen und nachzuahmen.

Eine solche polirte Wand wäre unstreitig die schönste Tapete; und auch von aussen könnte man keinem Hause eine schönere und festere Bekleidung, die allem Regen und Ungewitter widerstünde, geben.

An der Unterlage, nämlich an dem wirklichen Gemäuer, bemerkt man, daß die Alten ihren Kalk, mit kleinen Stükchen von Ziegelsteinen vermischt, antrugen, daß er aber eine grofse Festigkeit hat.

Man verarbeitet diese Wandbekleidung in Neapel zu kleinen Dosen, aber ein so großes Stük, wie das anliegende, ist mir während meines ganzen Aufenthalts daselbst nicht vorgekommen, und auch nicht leicht zu finden, weil sich die Bedekkung sehr schwer von der Mauer ablösen läfst.

Die übrigen kleinen und rohen Stükke habe ich zum Theil mit eignen Händen von der Wand losgemacht, zum Theil von den Ciceronen in Puzzuolo gekauft, und sie zeigen die Gestalt der Materie gerade so, wie man sie in der Piscina mirabile findet. Man sieht daraus, daß sie sehr roh erscheint, und sich fast ganz von der geschliffenen unterscheidet. Etwas sehr merkwürdiges dabei ist, daß der Ueberzug aus vielen Schichten, deren man bis zu zwölf zählt, besteht, als hätte er sich auf eine Art gebildet, wie eine Wand, die oft geweifst ist, und mehrere Blätter über einander annimmt.

No. 2.

**Geschmolzener Tufstein aus einer
merkwürdigen Höhle im Pausilipp.**

An einem schönen Wintertage 1803 ging ich mit einem neapolitanischen Officier über den Bergrücken des Pausilipp bis beinahe zur Spitze desselben, wo ein Piket von neapolitanischen Truppen steht, und wo einige Kanonen gepflanzt sind, um den Golf zu bestreichen. Wir weideten uns an der schönen Aussicht, an dem Anblick des Meers, der prachtvollen Stadt, des Vesuvs, und der Insel Capri, als ein Soldat uns fragte, ob wir nicht die Höhlen unten am Meer betrachten wollten? Er fügte einige Worte wegen dieser Höhlen hinzu, die uns neugierig machten, sie zu sehen, und wir nahmen ihn zu unserm Wegweiser an.

Er führte uns über unwegsame Oerter, bald auf-, bald unterwärts, durch alte verfal-

lende Häuser, selbst über Klippen, die für einen ungeübten Fußgänger gefährlich gewesen wären, und brachte uns endlich auf einen grünen Flek dicht am Ufer des Meers, wo uns einige ungeheure Höhlen mit großen gewölbten Eingängen angähnten.

Wir traten hinein, und die Gelegenheit zum Erstaunen bot sich uns gleich beim Eintritt dar. Der Pausilipp besteht aus Tufstein und die Höhlen, die an vielen Orten in demselben durch Steinbrüche entstanden sind, haben daher überall eine graue Farbe. Hier fanden wir es anders; hier sahen wir drei aneinanderhängende große Höhlen, die inwendig schwarz und glänzend waren, und in denen der Tufstein überall an Wänden und Gewölben eine prachtvolle Verglasung angenommen hatte. Die Hitze war so groß gewesen, daß an vielen Orten große und kleine Tropfen herabgeronnen, und zum Theil noch hängend erstarrt waren, ja sich wie lange Eiszakken gebildet hatten.

Wodurch war diese seltsame Beschaffenheit der Höhlen hervorgebracht? Wodurch war ein Grad von Hitze darin entstanden, der den Tufstein zu verglasen vermogte? Wer löst das Räthsel? Sie waren offenbar,

als sie ausgehauen wurden, grau, und bestanden aus wirklichem Tufstein, wie alle andere Höhlen im Pausilipp; welches unterirdische Feuer war heraufgedrungen, welche vulcanische Operation hatte so viel Glut ausgehaucht, um diese Wirkung hervorzubringen? Hat kein Schriftsteller diese Begebenheit erwähnt? Ist sie nicht unter den Naturerscheinungen dieser merkwürdigen Gegenden mit aufgeführt, und hat kein Physiker die Sache aufzuklären gesucht? Ist die Erscheinung ein Räthsel, das keine Auflösung hat?

O nein; sie hat eine, aber eine Auflösung, wie niemand es zu vermuthen vermag, und wie nach einem kurzen Zeitlauf sie nicht mehr geahndet werden könnte, wenn die Geschichte sie nicht aufbewahrte: sie hat eine politische Auflösung. Hier ist sie:

Als sich die Franzosen in dem letzten Freiheitskriege Neapel näherten, als alles in Unruhe und Bangigkeit war, und die Königliche Familie eilend nach Palermo flüchtete, lagen eine Menge neapolitanischer Schiffe in dem Hafen, die man bei der allgemeinen Verwirrung nicht retten zu können glaubte. Man führte sie gegen den Pausilipp, und da sie nur Transportschiffe waren, so vermogte

man sie in die Höhlen hineinzuziehen. Hier zündete man sie an, um sie dem Feinde nicht in die Hände fallen zu lassen, und drei Tage und Nächte hindurch schlug die Flamme weit aus den Eingängen der Höhlen, wie aus einem feuerspeienden Berge, hervor. Da die Anzahl der verbrannten Schiffe ungefähr auf 60 zu rechnen ist, so ward die Hitze so groß, daß der Tufstein an den Wänden und Gewölben schmolz, überall eine schwarze Verglasung annahm, die in großen und kleinen Tropfen herabfloß und allmählich gerann.

Die Wände und Decken derselben sind also überall schwarz und glänzend, und bringen einen seltsamen, etwas schauerlichen Eindruck hervor. Beiliegende Stücke von der Bekleidung der Wände, die dem Naturforscher vielleicht nicht unwichtig sind, habe ich in den Höhlen gesammelt, und man wird darin die äußere Verglasung bis zum Uebergang in wirklichen Tufstein entdecken, so wie auch kleine und große Tropfen.

Diese Höhlen sind selbst den Neapolitanern nur wenig bekannt, und wahrscheinlich noch von keinem Schriftsteller, besonders nach ihrer Veränderung erwähnt worden.

Zu Lande läßt sich nur auf einem sehr beschwerlichen Wege zu ihnen herabsteigen, und zu Wasser kommt man, bei den Lustfahrten zur Spitze des Pausilipp, oder nach den Inseln Nisita, Procida, Ischia, u. s. w., nie an diesen Ort, weshalb man sie in ihrer jetzigen Gestalt als eine neuentdeckte Naturmerkwürdigkeit betrachten darf.

Ich hoffe, es wird nun nach Jahren kein Naturforscher, der von ungefehr in diese Höhlen hineingerieth, auftreten, zehn gelehrte Vermuthungen über das Entstehen derselben wagen, und endlich als die wahrscheinlichste ein unterirdisches Feuer, oder eine vulcanische Explosion aufstellen.

No. 3.

Antikes Mosaik

Die Alten verwandten auf den Fußboden ihrer Zimmer bei weitem mehr, als auf andere Theile ihrer Wohnungen, denn dieser ist äußerst mühsam und künstlich zusammengesetzt. Er besteht, wie man in der aufgedigabenen Stadt Pompeji sieht, aus unzähligen kleinen etwas irregulair - vierekkigten Marmorstükchen, die man nach ihren Farben in allerhand Verzierungen von Thieren, Menschen, Zirkel, Meereswellen Guirlanden, Kreuzen, Häusern, Schiffen, u. s. w. zusammengefügt hat. Sie sind alle Stük vor Stük in Kalk eingedrückt, sodann mit einer Wasserwage geebnet, und müssen unglaublich viel Geld gekostet haben, obwohl man sieht, daß es meistens das Geschäft der Handwerker war, diese Fußböden zu machen. Schon das Verfertigen der zahllosen kleinen mar-

mornen Vierekke muß höchst mühsam und Zeittödtend gewesen seyn, wenn man nicht ein Mittel besafs, hunderte oder tausende dieser Stükchen auf einmal zu machen.

Das anliegende weisse Stükchen Mosaik, so wie das ins Kreuz geformte' ist von dem Besitzer ebenfalls mit eigenen Händen aus dem Fußboden der Stadt Pompeji aufgenommen, das grofse aber in Rom von einem Antikenhändler gekauft worden, und der Verkäufer meinte, es stelle das Hintertheil eines alten Schifs vor. Obwohl man aber dies nicht genau unterscheiden kann, so wird man dennoch einen deutlichen Begriff dadurch erhalten, wie die mosaischen Fußböden der Alten aussahen. Die Lebhaftigkeit der Farben gewinnt besonders, wenn man sie nafs macht.

No. 4.

Ein Baumaterial von dem alten griechischen Theater in Pompeji.

Nach den Vermuthungen und Beobachtungen einiger scharfsinnigen Forscher ist unter dem alten Pompeji noch ein anderes Pompeji befindlich, welches schon früher von dem Vesuv begraben, und auf dessen Grabstätte sodann das jetzige Pompeji erbaut wurde, so daß unter der auferstehenden Stadt wahrscheinlich noch eine andere bedekte liegt. Die Gründe, aus welchen man dies schließt, sind besonders von dem Bau des kleinen Theaters, welches ganz griechisch, und in einem bei weitem ältern Styl erbauet ist, als das größere römische, hergenommen. So viel ist gewiß, daß man von dem kleinern Theater hoch hinauf zu den eigentlichen Straßen in dem jetzt aufgegrabenen Pompeji steigt, und daß man daher dies Theater ohne zu große

Kühnheit mit zu dem ersten uralten Pompeji rechnen kann, welches man vielleicht nach neuen Jahrtausenden aufgräbt, wenn die Häuser des jetzigen an der Sonne verwittert sind.

Als ich die Stufen an dem Theater hinaufgestiegen war fand ich oben am Gesimse des Halbzirkels ein Baumaterial, auf welches die Zeit sehr sichtbar gewirkt, und es fast unkenntlich gemacht hatte. Ich brach das beigefügte Stük zur Probe davon ab. Dafs es ein Product des Vesuvs ist, scheint am wahrscheinlichsten, aber von welcher Art, das würde schwer zu bestimmen seyn. Es ist äufserst verwittert, hat die grölste Aehnlichkeit mit einem grauen Schwamm, und sogar auf der einen Seite weit feinere Löcher, wie auf der andern. Es ist so leicht wie der Bimsstein, scheint aber keiner zu seyn, sondern vielmehr aus dem mittlern Theil eines Lavastroms, die keine grofse Festigkeit hat. Es wurde nachher zum Bauen verbraucht, und verwitterte sodann in Jahrtausenden zu seiner jetzigen Gestalt.

Es ist ein seltsamer Gedanke, ein Product vor sich zu haben, das schon in den ältesten Ausbrüchen des Vesuvs, von denen

die Geschichte nichts weiß, aus unerforschlichen Tiefen ans Licht gebracht, das sodann, wahrscheinlich von den ersten Colonien der Griechen, welche hieher kamen, vielleicht vor Pythagoras Zeit, zum Bau eines Theaters verwandt, hernach unter die Auswürfe des Vesuvs vergraben wurde, eine Stadt über sich sah, und nach Jahrtausenden endlich in einer ganz veränderten Gestalt wieder ans Licht und in die nördlichen Gegenden gekommen ist.

No. 5.

Die gewöhnlichsten Arten der Wand-
bekleidung in dem alten Pompeji und
Herculanum.

Die Wände von Pompeji und Herculanum sind allen Forschern des Alterthums als merkwürdig bekannt, theils wegen der schönen Gemählde, welche man daran findet, theils wegen der Frischheit der Farben, die gegen

zwei Jahrtausende sich in ihrem vollen Glanz erhalten haben. Gemählde von diesen Wänden zu bekommen ist dem Fremden gleichsam unmöglich, denn die meisten davon sind nach dem Museo in Portici gebracht, und die übrigen werden mit großer Sorgfalt beobachtet. Aber von den gewöhnlichen Wandbekleidungen, selbst mit einigen Zierathen darauf, ist es mir möglich gewesen mehrere Arten zu bekommen, und man wird daraus genau sehen, mit welchen Farben die meisten Wände in Pompeji prangen.

Das blaue mit gelben Zierathen, die rothen mit weissen Strichen und Puncten, so wie das ganz rothe, alle diese Stücke sind aus dem Theil von Pompeji, der schon lange aufgedigrahen ist. Aber die Franzosen haben bekanntlich vor einigen Jahren einen Flek aufgedigrahen, und aus den Häusern die man fand ist das große beschädigte blaue Stück mit den weifslichen Blumen, so wie das kleinere gelbe. Das halbrothe ist aus dem bekannten Landhause bei Pompeji, das von allen Gebäuden am meisten erhalten ist, und wahrscheinlich einem vornehmen Mann gehörte. Auch scheint die Farbe etwas feiner zu seyn. Sie ist, wie man sieht, in den
Kalk

Kalk eingedrungen, also wahrscheinlich naß aufgetragen.

Die Farben, die man hier sieht, sind die gewöhnlichsten in dem Zimmer der alten Pompejaner, doch erinnere ich mich auch das violette, wovon hier keine Probe ist, bemerkt zu haben.

Die beiden hellbraunen Stücke, woran man noch etwas winstliche Asche bemerkt, sind aus der unterirdischen Stadt Herculanium, und beim Schein der Fakkeln von der Mauer abgelöst worden.

Ich habe fast durchgehends bemerkt, in Schriften und auch bei mündlicher Unterhaltung, daß man Herculanium und Pompeji mit einander verwechselt. Selbst Schiller in seinem schönen Gedicht über diesen Gegenstand verwechselt diese beiden Städte und scheint zu glauben, daß man in Herculanium wie in eine offene, unter freiem Himmel liegende Stadt hineingehen könne. Dies ist aber nur bei Pompeji der Fall. Dieser Ort wurde unter einen leicht hinwegzuräumenden Aschenregen begraben, es ward keine Stadt, sondern nur ein Weinberg darüber angelegt, und mehrere Straßen davon sind jetzt aufgegraben, und werden von der Sonne, wie andere

Städte, beschienen. Herculaneum hingegen wurde von einem Lavastrom begraben, auf diesem ward späterhin Portici erbaut, und die unterirdische Stadt erst entdeckt, als man einen Brunnen graben wollte. Man mußte Portici vernichten, und eine ansehnliche Höhe von Lava, welche darunter liegt, sprengen, wenn man Herculaneum ans Licht bringen wollte.

Jetzt steigt man in diesen Orten auf vielen Stufen hinab, und befindet sich dann in unterirdischen Gängen, wo nur durch Fackeln die dicke Finsterniß vertrieben werden kann, und wo man lange studiren mußte, um nur den Bau des Theaters kennen zu lernen. Es ist also nur um der Kunstsachen wichtig, die man hier gefunden hat, und bei weitem nicht so merkwürdig, wie das wirklich ans Licht gebrachte Pompeji.

Uebrigens sieht man, daß die Alten ihren Wänden eine weit glattere Außenseite gaben, als wir gewöhnlich mit unsern Kalkwänden thun. Sie verwandten auf Fußböden und Wand weit mehr, wie wir, wenn auch nicht auf die übrigen Bequemlichkeiten des Hauses.

Alle die beiliegenden Stücke sind echt und an Ort und Stelle mit eignen Händen gesammelt worden. Sie gewinnen, wie alle Farben in Pompeji, ein weit lebhafteres Ansehen, wenn man sie nass macht.

und man erhält noch einen andern Vortheil, wenn man diese Art noch weiter zum Bauen und Plasteren benutzet. Das schwarze

schwarze Stück endlich ist von dem Scham und unbrauchbar. Dieser obere Theil der

Lava ist es eigentlich, das fürchterlichste

des Ansehens gibt. Man denke sich eine

flüssige, nicht sehr lang, und mehrere Fuß

dicke Lava, die sich in einem sehr raschen

Strom fortbewegt, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

dem, was man hier sieht, und man hat etwas Bild von

No. 6.

Lava des Vesuvus von verschiedenen Arten.

Die Lava, welche dieser merkwürdige Berg erzeugt, ist von sehr verschiedener Gattung in Festigkeit und Farbe. Der unterste Strom der Lava ist der festeste, der mittlere ist weniger substantiel, und der obere ist ein schlakartiger Schaum, der auf dem glühenden Strom schwimmt. Die beigegefügt grauen Stücke sind von dem eigentlichen Grunde der Lava, und werden mit dem größten Vortheil zum Bauen und Pflastern der Strafsen gebraucht. Viele Paläste in und um Neapel bestehen daraus, und fast alle

Quaderstücke, womit diese Stadt gepflastert ist, sind ebenfalls daraus gehauen.

Das röthliche und graue etwas bemooste Stük ist aus der mittlern Region der Lava, und man entdekt schon mehrere Poren darin; doch ist diese Art noch immer zum Bauen und Pflastern brauchbar. Das schwärzliche zackigte Stük endlich ist von dem Schaum und unbrauchbar. Dieser obere Theil der Lava ist es eigentlich, der ihr das fürchterliche Ansehen gibt. Man denke sich eine Fläche unabsehlich lang, und mehrere hundert Schritte breit, aus welcher lauter solche Schlackenzakken, bald hoch, bald niedrig hervorragen, und man hat etwas Bild von einem Lavastrom. Er hat in der Ferne einige Aehnlichkeit mit einem gepflügten oder rejolten Erdboden, auf welchem unordentlich die Erdklöße herumliegen; aber in der Nähe hat er die schaudervolle Gestalt einer fürchterlichen Zerstörung.

No. 7.

**Verschiedene Arten Steine, welche
der Vesuv auswirft.**

Die anliegenden schimmernden Stükchen von verschiedener Farbe und Beschaffenheit sind ebenfalls Producte dieses Berges, obwohl mehr herausgeworfen, als herausgeflossen. Einige davon habe ich mit eigener Hand an dem eigentlichen Kegel des Vesuv, in dessen Nähe der Eremit wohnt, gesammelt, z. B. das ganz weisse, einige von ihm selber erhalten, und die übrigen von einem Antiken-Händler in Neapel gekauft.

Unter denen, die der Eremit mir schenkte, ist das große gelblich röthliche Stük, und die beiden kleinern ähnlichen Stücke. Dies Product ist ganz aus der Tiefe des Kraters, wohin nicht leicht ein Sterblicher kommt, und wohin sich nur die Weingärtner, die am Vesuv wohnen, trauen. Man sieht

leicht, daß sein innerstes Wesen durch Feuer vertilget ist, und daß es nur einzelne Theile in sich faßt, die demselben zu widerstehen vermogten. Auch beweist die Leichtigkeit desselben, daß es der Zerstörung länger ausgesetzt war, als die übrigen Mineralien.

In einigen davon wird man kleine Viel-
 ekke entdecken, z. B. in dem schwarzen
 glanzlosen, und ein größeres abgesondertes
 Vielek. Diese Formen, welche die Natur in
 dem Innern heterogener Producte bildete,
 werden für sehr merkwürdig gehalten.

No. 8.

Geschliffene Sorten von Lava.

So wie die Bekleidung der Wände in der
 Piscina mirabile sich gänzlich durch die Be-
 arbeitung verändert, so ist dies auch der
 Fall mit der Lava. Sie nimmt eine ganz
 marmorartige Politur an, wie man aus den

beigefügten Stücken sieht, und in Neapel macht man Dosen und andere kleine Gefäße daraus. Eine Menge Arbeiter in dieser Stadt sind unaufhörlich beschäftigt, Laven für die Fremden zu schleifen, von denen nicht leicht jemand abreist, ohne etwas davon mit sich zu nehmen.

Man sieht übrigens an diesen Stücken, wie mannichfach die Farben der Lava sind, und aus welch einem feinen Korn sie besteht.

No. 9.

Halb- und ganz verwitterte Lava.

Die Oberfläche der Erde um den Vesuv her besteht aus dem, was einst in den Tiefen der Erde war, und was durch eine fürchterliche Gewalt aus ihr hervorgetrieben wurde. Man erblickt dort nicht die Erde, wie sie im Stande der Ruhe und des Friedens, sondern wie sie von tausend Kämpfen mi-

andern Elementen zerrissen ist. Diese Kämpfe und Verwüstungen bringen nach Jahrtausenden neues Leben hervor. In den verwitterten Laven, in der Asche, die bei einem Ausbruch des Vesuvs rings umher das Land bedeckt, wächst der schöne Wein *Lacryma*, wächst schwelgendes Getreide, und der edleren Früchte schimmernde Schaar.

Wie die Erde aussieht, in welcher eine so große Fruchtbarkeit sich schöpfrisch beweist, wird man an der beigefügten fast ganz verwitterten Lava sehen. Zugleich gibt sie eine Probe von der Erde, womit Pompeji bedeckt ist, und zeigt, wie leicht man sie hinwegräumen kann. Man nennt gewöhnlich den Aschenregen, worunter diese alte Stadt begraben wurde, *Lapilli*, weil er mit unzähligen kleinen Steinchen vermischt ist.

Die beigefügte halb verwitterte Lava, die vielleicht funfzehn Jahrhunderte gebraucht, um bis zu dieser Kleinheit aufgelöst zu werden, wird einen deutlichen Beweis geben, daß es, wie auch unsere Physiker berechnen, Jahrtausende bedarf, um von dem Schaum der Lava eine fruchtbare Erde zu bilden; denn wie lange wird sie noch dem Regen, der Sonne, und den Stür-

men ausgesetzt seyn müssen, ehe sie bis zu der nebenliegenden Asche verwittert!

No. 10.

Erdart aus den Campis phlegraeis
bei Puzzuolo.

Es war den 23sten Januar 1803, als ich mit einem Freund über St. Elmo, den Vommero, und einen Theil vom Pausilipp nach Puzzuolo ging. Wir nahmen um der Bewegung willen diesen großen Umweg; sonst führt der nächste Weg von Neapel nach diesen Ort durch die Grotte im Pausilipp, und am Ufer des Meers. Wir hielten uns weiter rechts, kamen bei dem See Agnano vorbei, an welchem die Hundsgrotte liegt, und näherten uns sodann der bekannten Solfatara.

Obwohl es in der Mitte des Winters war, so blüheten doch die Bohnen in dieser Gegend; denn das Clima bei Puzzuolo ist noch milder, als bei Neapel. Wahrschein-

lich trägt dazu eine gewisse unterirdische Wärme bei, und es ist fast nicht zu verkennen, daß diese hier Statt findet. Ein Stück von den campis phlegraeis, die hier liegen, erstreckte sich beinahe bis zu unserm Wege, und wir sahen eine Stelle einen starken Dampf aushauchen. Er kam zwischen weichen lockern Steinen hervor, und diese waren so heiß, daß man sie mit bloßer Hand nicht berühren konnte. Ich stiefs einige davon auf die Seite, um sich abzukühlen, wickelte sie in das Schnupftuch, und brachte sie am Abend noch ganz warm nach Neapel. Es sind die nämlichen, die unter dieser Nummer beigefügt liegen, und die Naturforscher mögen untersuchen, welche Ingredienzien sie in sich fassen.

Als wir weiter gingen, und dicht an der Solfatara waren, sahen wir einen Landmann, der ein Loch in dem Abhange einer Anhöhe gemacht hatte, die ebenfalls rauchte, und ein Pferd mit dem Kopf dicht über die Oefnung hielt. Auf unsere Erkundigung hörten wir, daß dies das beste Mittel sei, Pferde vom Rotz zu heilen, und daß man sich desselben in der ganzen Gegend bediene.

Es läßt sich an der Heilsamkeit dieses Dampfes nicht zweifeln; denn auch auf Menschen äußert er eine gute Wirkung. Man sollte das Gegentheil glauben, da die ganze Gegend mit Schwefel und Salmiak gleichsam geschwängert ist; aber die Erfahrung lehrt, daß er auf die Brust wohlthätig wirkt. Auch hat man in der Solfatara selber tiefe Löcher in die Erde gegraben, in welche man auf Stufen hinabsteigt, und worin eine außerordentliche Hitze ist. Diese dienen dazu, venerische Kranke, die darin schwitzen, schnell von ihren Uebeln zu befreien. Ich stieg darin bis zur Hälfte hinunter, kehrte aber wieder um, weil die Hitze mich übermannte, obwohl ich sonst keine Unannehmlichkeit und keine gehemmte Respiration empfand.

In diesem weiten Kessel, oder ausgebranntem Krater liegt auch ein kleines Haus, worin man Salpeter durch die natürliche Ausdünstung des Erdbodens bereitet. An einem Ort nämlich, wo die Hitze besonders stark ist, hat man einen Kessel eingemauert, worin die Ingredienzien von selber kochen, und sich sodann umher ansetzen. Beinahe siedend heiß sind die weißlichen anliegenden

Stükke aus diesem Ort genommen worden, und scheinen mit Schwefel und Salpeter gleichsam geschwängert zu seyn. Ein Theil davon ist mir durch die Reibung unterwegs geschmolzen, und hat eine sehr klebrigte Materie gebildet. Schon der Geschmack und Geruch zeigt die Seltsamkeit dieses Products, aus welchem beinahe die ganze Solfatara besteht.

No. 11.

Producte, welche das Meer auswirft
und die Knaben der Cicerone in
Puzzuolo verkaufen.

In und um Neapel sind keine Juden. Dies ist ihr Glück, denn sie würden nicht bestehen können. In allen Sachen, welche man Schacher, und jüdisch nennt, würden sie weit von diesem Volk am tyrrhenischen Meer übertroffen werden. Von Jugend auf lernt hier der grofse Haufe betrügen, und

Handel und Wandel treiben; so wie der Juden-Knabe bei uns seine Laufbahn mit dem Feilbieten der Hemdeknöpfe beginnt, so verkauft dort der Knabe des Cicerone oder anderer Bewohner von Puzzuolo Kleinigkeiten, die das Meer auswirft, geht dann allmählich zu Münzen und andern antiken Sachen über, bis er endlich Cicerone wird, und wohl gar Bronzen oder ein etruskisches Gefäß in seinem Handel hat.

Beiliegende Sachen sind Producte des Meers, wie die Knaben sie den Fremden dringend anbieten, und um eine Kleinigkeit verkaufen. Man sieht wenigstens daraus, welche kleine Arten Conchilien das Meer hier auswirft, und wie es durch seine Bewegung die Steine, das Glas, und den Marmor abschleift.

No. 12.

E i n P r i a p u s .

Es ist bekannt, daß die Alten manche Sachen bildeten, die wir ihnen jetzt aus einer gewissen Züchtigkeit nicht nachbilden. Dazu gehört ein Priapus. Man findet ihn von Bronze, oder Marmor, oder Stein, und in Pompeji sieht man ihn über einer Haushür von Ziegelstein. Was er dort zu bedeuten hat, weiß man. Ein ähnlicher, der in Rom gekauft wurde, ist hier beigelegt, und wird einen Begriff geben, was man sich ungefehr dabei denken muß. Indefs scheint dieser letzte keinen Hercules, sondern einen beginnenden Jüngling repräsentiren zu sollen. Ob er auch einen Lockvogel über einer Thür, oder sonst irgendwo, gemacht hat, weiß ich nicht.

Ich könnte noch manches hinzusetzen, aber ich bin der Meinung, daß viele Men-

schen sich die Sache zu einem eignen Studium machen, und daß hier die Kunst weit hinter der Natur zurückbleibt.

Einige Bronzen aus dem Alterthum.

Die Bronzen machen einen Haupttheil von dem aus, was aus dem Alterthum übrig geblieben ist. Sie fangen mit Colossal-Statuen an, und gehen herunter bis zum kleinsten Hausgeräth, bis zum kleinsten Heft an der menschlichen Kleidung. Alles, was zwischen diesen beiden Endpuncten in der Mitte liegt, ist vorhanden, und man findet es in den fürstlichen Kabinettern im Ueberflufs, besonders in Neapel, Rom und Florenz, hie und da auch in den Sammlungen der Privatpersonen.

Unter dieser und den nachfolgenden Nummern sind einige echt antike Sachen aus dem gemeinen Leben der Römer zu finden, und man wird dadurch einen Begriff bekommen, welche Gestalt sie nach beinahe zwei Jahrtausenden angenommen haben.

No. 13.

Ein antiker Jupiter - Ammons - Kopf von Bronze.

Das anliegende Stük ist der Kopf eines Jupiter Ammon. Dies sieht man aus den beiden Widderhörnern, welche sich am obern Kopf herumwinden, und aus der Physiognomie; das Antike erkennt man zum Theil an dem Karakter des Kopfs, theils an dem Ueberzuge, den die Bronze durch das Alterthum angenommen, und der sich an einigen Stellen, wie über dem rechten Auge, und an einem Theil der Nase abgelöst hat.

Dieser Kopf ist nicht von großer Schönheit, aber doch nicht gemein. Er hat etwas Charaktervolles und Edles, und die zusammen gerunzelten Augenbraunen verrathen den Jupiter. Der Bügel oben, an welchem man ihn anfassen und halten kann, gibt ihm ein etwas seltsames Ansehen, führt aber zugleich
auf

auf die Bestimmung, die er mag gehabt haben. Ich habe Lust, ihm eine sehr niedrige anzuweisen, und bin dazu auf einen ganz einfachen Gedanken gerathen. Die Alten suchten alles zu beleben, was sie um sich sahen, und das Todte durch lebendige Bilder vorzustellen. Ihre Lampen sind oft ein Thier, aus dessen Mund ein Dacht herauskommt, ihre Leuchter werden durch kleine menschliche Figuren getragen, und um ihre Gefäße winden sich Schlangen.

Der anliegende Kopf scheint mir ein Gewicht zu seyn, vielleicht eine Libra. Auf diese Vermuthung führt seine Gestalt, und der Umstand, daß Blei in denselben gegossen ist, wodurch seine Schwere nach Gefallen vermehrt werden kann.

Ist man nicht dieser Meinung, und findet man den Kopf vielleicht zu gut, um ein Gewicht vorzustellen, oder scheint jemandem, daß die Römer ein zu feines Gefühl hatten, um den Kopf eines Jupiters, des Höchsten, was sie kannten, zu einem so gemeinen Geräth zu bestimmen, so kann er auch noch etwas anders vorstellen, nämlich ein ex voto, das jemand in einem Tempel aufhing, weil Jupiter vielleicht sein Gebet erhört hatte.

Dann hat der angebrachte Bügel auch seine Bestimmung; das Blei inwendig kann jemand späterhin hineingegossen haben, um den Bügel zu befestigen. Diese letzte Meinung scheint mir noch wahrscheinlicher, als die erste, weil sie sich mehr mit der Würde eines Jupiter Ammon verträgt.

No. 14.

Eine antike Heftnadel, eine dergleichen Glocke, ein Schlüssel, und ein Thierkopf.

An den unter dieser Nummer liegenden Sachen wird man sehen, daß die Geräthe bei den Alten zum Theil eine große Aehnlichkeit mit den unsrigen hatten, daß sie aber dennoch immer in etwas sich unterscheiden, wodurch sie einen fremdartigen Karakter erhalten.

Die Heftnadel unterscheidet sich am meisten von den unsrigen. Sie war bestimmt, die Toga, und die weiten Gewänder der Priester zusammen zu halten, und dazu ist

sie unstreitig sehr bequem. Es ist zu verwundern, daß wir die oft veränderten Modelle von den Heften unserer Busenkrausen nicht schon nach diesen geformt haben.

Der Schlüssel ist einer der einfachsten von denen, die aus dem Alterthum übriggeblieben sind. Mehrere gibt es, wo der Ring oben aus vielfachen Zierathen, aus Schlangen, aus Blumen u. s. w. besteht. Dieser unterscheidet sich durch nichts, als durch den kleinen Stil oben; und worin soll sich auch ein Schlüssel unterscheiden? Ein Schlüssel muß im Wesentlichen wie der andere seyn.

Die Glocke zeigt schon mehr Verschiedenheit, durch das Vierecke, durch die vier Zippel, auf welchen sie steht, durch das Loch an der Seite, in welchem der Klöppel befestigt ist, und durch den Klöppel selber mit seiner Kugel, und den drei Kügelchen daran. Doch sieht man beim ersten Anblick, daß es eine Glocke seyn soll; aber wenn sie in den alten Zeiten nicht besser geklungen hat, wie jetzt, so soll sie ihrem Besitzer wenig Dienste geleistet haben. Wir würden sie höchstens zu einer Schafglocke gebrauchen können.

Der beigelegte Thierkopf ist schlecht, und es ist höchst zweifelhaft, ob er antik sei? Ich sollte glauben, auch der Nichtkenner müßte das Gepräge des Alterthums an ihm vermissen. Er liegt nur da, weil er beim Verkauf als antik ausgegeben wurde und um den Unterschied der Farbe zu zeigen.

No. 15.

Ein Hippogryph.

Unter den Thieren, welche zur Mythologie gehören, ist auch der Pegasus, und der Hippogryph. Jener ist, wie bekannt, ein vollkommenes Pferd mit Flügeln, welches den, der es zu besteigen weiß, auf den Parnass trägt. Der letzte hat auch die Gestalt eines Pferdes, aber dabei einen Vogelkopf, und sehr lange Flügel. Es scheint die Verschiedenheit dabei Statt zu finden, daß der Pegasus die Dichter edler Art, der Hippogryph hingegen die leichten, komischen zum Parnass trägt. Man findet beide häufig.

Unter der obigen Nummer ist ein kleiner sitzender Hippogryph von Bronze beigelegt. Die Bestimmung, die er ehemals hatte, ist schwer zu errathen, aber man wird mindestens daraus sehen, welche Gestalt die Alten diesem schimärischen Thiere gaben.

No. 16.

Ein Medusenkopf.

Eben so wenig, als von dem Hippogryph, läßt sich die Bestimmung dieses Kopfs mit Gewißheit angeben. Die Bildung hat Aehnlichkeit mit einem Medusenkopfe, und das Haar legt sich ziemlich schlangenförmig um ihn herum. Dabei aber ragen über der Stirn kleine Hörner hervor, und an den Seiten des Kopfs sind Flügel.

Höchstwahrscheinlich war er an irgend etwas befestigt, dem er zum Zierath diente; aber wer will bestimmen, ob an einem Hausgeräth oder am Hause selbst, oder an einer Vase? Mir scheint das letzte am glaubwür-

digsten, weil der halbe Ring über dem Kopfe zum Anfassen kann gedient haben, und weil die flache innere Seite etwas gewölbt ist, Diese beiden Umstände scheinen zu beweisen, daß er an einem bronzenen Gefäß von mittlerer Größe saß, und wahrscheinlich noch einen oder mehrere ähnliche Genossen hatte.

No. 17.

Eine bronzene Lampe.

Um so leichter und gewisser ist zu bestimmen, wozu das unter dieser Nummer beige-fügte Geräth gebraucht wurde. Es ist nicht zu verkennen, daß es eine Lampe war, und zwar, wie es mir scheint, eine Sepulcral-Lampe, die man einem Todten mit ins Grab gab. Zum wirklichen Gebrauch im gemeinen Leben würde sie, weil sie so niedrig ist, nicht bequem gewesen seyn, obwohl sie sonst eine äußerst einfache Einrichtung hat.

Oben auf der Fläche, wo das Oel hineingegossen wurde, sieht man einen Knaben,

der auf einem Delphin reitet, eine phrygische Mütze trägt, und auf einer grossen Muschel bläst. Wie diese Sinnbilder des Wassers auf eine Lampe kommen, die es nur mit Feuer zu thun hat, weifs ich nicht zu erklären; aber wie viel seltsame Figuren sieht man nicht auf Lampen! Bei dieser kann man auch annehmen, dafs sie in der alten Stadt Tarentum gemacht sei, wo man einen Menschen, der auf einem Delphin reitet, gleichsam zum Wapen hatte.

No. 18.

Ein Caduceus oder Merkursstab.

Bekanntlich ist ein Stab, regelmäfsig mit Schlangen umwunden, deren Köpfe sich oben gegeneinander neigen, ohne sich zu berühren, das Attribut des Merkurs. Dieser Stab diente ihm, der die Botschaften der Götter auszurichten hatte, als ein Heroldsstab, er trieb damit die Seelen über den Stix in die Unterwelt, und die Schlangen daran bezeichnen ihn als Gott des Handels.

Auch die Herolde unter den Menschen trugen einen solchen Stab statt des Oelzweiges in den Händen, und nach dem Völkerrechte machte er sie unverletzlich.

Der anliegende ist einfach aber geschmackvoll gearbeitet, und wahrscheinlich ein wirklicher Heroldsstab, der bei den Römern gebraucht wurde, weil er keine Flügel hat. Auf der einen Seite fehlt der Schlangenkopf, der sich nach vorn herunterneigt, da sonst die Schlangenköpfe gerade mit dem Munde gegen einander stehen. Ich kann mir diese Verschiedenheit nicht erklären, eben so wenig, wie die Bestimmung der beiden silbernen Nägel in der Mitte desselben, und überlasse es einsichtsvolleren Alterthumsforschern, dies zu untersuchen. Ein Caduceus ist es, dies zeigt die ganze Form, und echt antik ist er auch, denn dafür haben ihn die Kenner in Neapel erkannt. Es bleibt hier also eine kleine Entscheidung übrig.

**Hetrurische,
römische und egyptische
Vasen und Gefäße.**

No. 19. und 20.

**Zwei sehr alte Gießkannen oder
Opfergefäße.**

Es hat etwas sehr anziehendes, Gegenstände aus dem hohen Alterthum vor sich zu sehen, besonders wenn diese von dem Geist desselben etwas an sich tragen. Dies, glaube ich, ist bei den beiden hinzugefügten Gefäßen der Fall, die man in mehreren Rücksichten als merkwürdig betrachten darf. Sie sind noch älter, als die eigentlichen hetrurischen Gefäße, denn sie werden noch unter den Gräbern der Hetrurier gefunden, und haben ihr Entstehen in einer Zeit, wo man noch auf keiner Töpferscheibe arbeitete, sondern die Gefäße mit bloßen Händen machte. Dies ent-

dekt man auch noch deutlich an ihnen. Zuerst scheint der Bauch oder der eigentliche Kelch des Gefäßes mit dem simplen Fuß gemacht zu seyn. Sodann ist der Hals mit dem Henkel darauf gesetzt, und zwar ist der Daum gerade lang genug, um bei einem regelmäßigen Herumdrehen in der Hand den Absatz des Gefäßes zu bilden. Hernach hat man mit dem Daum die Windung des Gefäßes durch drei Einbiegungen geformt, wovon eine nach vorn, und die beiden andern nach den Seiten gehen.

Auf diese Art ist eine so schöne Form entstanden, daß es schwer seyn würde, eine schönere zu erfinden, mindestens scheint eine einfachere kaum möglich zu seyn. Man findet durchaus nichts daran, was die kleinste unangenehme Wirkung machte; alles ist kunstlos, alles edel.

An dem Halse des Gefäßes sieht man noch deutlich Striche von oben nach unten, welche zu verrathen scheinen, daß man ihm mit einem Stäbchen die letzte Glätte gab. Am Kelch desselben gehen diese Striche kreisförmig herum.

Die Materie beider Gefäße ist durchgehends schwarz, wie man an den abgesprun-

genen Stellen sieht, und scheint es ursprünglich schon gewesen zu seyn. Aber zweifelhaft ist es, ob sie gebrannt oder nur getrocknet ist, und solche Bestandtheile hat, daß sie durch bloßes Trocknen ihre Festigkeit annahm. Uebrigens sind die Gefäße bis auf die Form ganz unscheinbar, und schwer dabei; aber jene ersetzt auch alle andern Vorzüge.

Was ihr Alter betrifft, so geht es wahrscheinlich bis 500 Jahr vor Christi Geburt hinauf, da sie unter den Gräbern der Hetrurier gefunden werden. Daß man zur Zeit des Propheten Jeremias schon auf der Scheibe gearbeitet hat, ist gewiß, denn man findet Jeremias Cap. 18. v. 2. die Worte: „Und ich ging hinab in des Töpfers Haus, und siehe, er arbeitete eben auf der Scheibe.“ Die Gefäße haben nicht Jahrhunderte, sie haben Jahrtausende vorüberfließen sehen, sie reichen gewiß nahe an die egyptischen Pyramiden hinauf, und haben noch ihre ganze ursprüngliche Gestalt behalten. Dies beweist für den hohen Werth der Materie, woraus sie gemacht sind; denn unsere jetzigen Gefäße würden wahrscheinlich in einem solchen Zeitraum in Staub zerfallen.

No. 21.

Eine spätere etruskische Opferkanne.

Dies Gefäß scheint mit den vorigen beiden von einer Hauptgattung zu seyn, unterscheidet sich aber von ihnen in mehreren Punkten: in Leichtigkeit, in äußerem Schmuck, in Bearbeitung und in Masse. Es ist offenbar aus einer spätern Zeit, denn es ist auf einer Scheibe gearbeitet, wie man deutlich an den kreisförmigen regelmäßigen Ringeln in der Mündung sieht; es ist von der leichten rothen Erde der Etrurier, und die ganze Form davon verräth ein luxuriöseres Zeitalter. Es ist edel und künstlich, unterdeß jene edel und kunstlos sind. Wer fühlt nicht, daß jene durch diese Bestimmung gewinnen? Doch werden viele seyn, welche die geschmücktere Form dieses Gefäßes vorziehen; auch ist es in Neapel theurer bezahlt, als jene ersten, vorzüglich deshalb, weil es eine Zeichnung hat.

Der Gebrauch dieser Gefäße würde sich schwerlich mit Gewifsheit bestimmen lassen; aber so viel mindestens kann man ohne zu irren annehmen, daß sie zu flüssigen Sachen gebraucht wurden, zu Wasser, Wein, oder Oel. Homer hat Odyss. I. 136 folgende Stelle.

Χερνίβα δ' αμφιπολος προχοῶν ἐπέχευε φεγγέα

Καλὴν, χρυσεῖην, ὑπὲρ ἀργυρεοῖο λεβητός,

Νιφασθαι.

Eine Dienerin trug in der schönen, goldenen
Kanne

Ueber dem silbernen Becken das Wasser, be-
strömte zum Waschen

Ihnen die Hände u. s. w.

Solche Kannen könnten diese Gefäße gewesen seyn, ein solches *προχοῶν*, das in einem Waschbecken stand, wie wir jetzt noch häufig etwas ähnliches finden. Aber sie können auch eine höhere Bestimmung gehabt, und bei Tische zu Gefäßen gedient haben, aus welchen man sich den Wein in die Tassen goß. Sie können endlich noch höher hinauf, ganz vom gemeinen Gebrauch abgesondert, und bei Opfern nur gebraucht worden seyn. Ein *tertium* gab es hier, aber ein *quartum*

mögte sich schwerlich finden lassen. Denn daß sie nicht zum Kochen oder unmittelbar zum Trinken bestimmt waren, zeigt ihre Form deutlich.

Montfaucon hat mehrere ähnliche Gefäße in Kupfer stechen lassen, und nennt sie guttus oder *επιχυσις*; beides deutet bloß auf ein Ausgießen hin.

Sollte das Gefäß No. 20. ein Opfergefäß gewesen seyn, so könnte es bei Opfern des Bacchus seine Bestimmung gefunden haben, wenn man aus den Weinranken, die es umschlingen, etwas schließen dürfte.

No. 22.

Zwei kleine Trinkgefäße.

Wenn jene drei Gefäße zum Aufbewahren irgend einer Flüssigkeit bestimmt waren, so scheinen diese zum nachherigen Empfang derselben, und zum unmittelbaren Trinken daraus bestimmt gewesen zu seyn. Sie haben eine große Aehnlichkeit mit unsern

Schokoladetassen, und eine sehr gefallende Form, besonders das oberste Gefäß. Sie gehören nicht zusammen, sind auch von verschiedener Masse, aber machen nach unsern jetzigen Einrichtungen ein Ganzes aus, und sind deshalb vereint aufgestellt. Der Obersatz hat eine unbegreifliche Leichtigkeit, und es mögte sich höchst selten irgend ein hetrurisches Gefäß finden, welches es hierin mit diesem aufnehmen könnte, besonders da es stark und dik dabei ist.

No. 23.

Eine kleine Schale.

Es würde sehr schwer seyn zu entscheiden, ob dies Gefäß zum Essen oder Trinken bestimmt war; es könnte bequem zu beiden dienen. Uebrigens scheint es nicht hetrurisch, sondern römisch zu seyn, und hat nichts merkwürdiges an sich. Doch ist die Form gefällig und einfach.

No. 24. und 25.

Zwei kleine antike Töpfe.

Diese beiden Töpfe haben sehr viel Aehnlichkeit mit unsern jetzigen Töpfen; aber gerade in dem, worin sie verschieden sind, liegt ihre Schönheit. Eine kleine andere Biegung, ein anderer Rand oder Henkel, und ihre Form kann sogleich unedel werden. Ein wenig mehr oder minder macht hier viel. Sie sind überdies sehr leicht, besonders der unbeschädigte.

Diese Töpfe scheinen zu demselben Gebrauch gedient zu haben, wie unsere jetzigen, und wir könnten sie vollkommen nachbilden, um ein bequemes Küchengeräth zu haben. Sie würden selbst mit den vorherbenannten Gefäßen ein sehr zierliches Kaffeeservice ausmachen, und da in Schlesien sehr feine und schöne Erde an mehreren Orten vorhanden ist, so wird wahrscheinlich der Versuch

such gemacht werden, Kaffeegeschirre genau nach diesen antiken Formen zu liefern. Die Nummern 19. 20. und 21. können sehr gut zu Kaffeekannen, No. 22. zu Tassen, No. 23. zu Zukkerdosen, und diese beiden kleinen Töpfe zu Milchgefäßen dienen.

No. 26.

Eine hetrurische *Επιχύσις* mit Figuren.

Bei dem Städtchen Nola unweit dem Vesuv ist eine Gegend, wo die alten Hetrurier einen Begräbnisort hatten, der ihnen vor andern heilig war, und wo eine große Menge dieser pelasgischen Griechen begraben liegen. Man glaubte dort besser nach dem Tode aufbewahrt zu seyn, wie etwa unsere Bigotten sich gern in einem Kirchengewölbe beisetzen lassen.

Dieser hetrurische Kirchhof wird jetzt allmählich wieder aufgegraben, und man entdeckt hier Gefäße von der feinsten und leichtesten Erde, wie das beigefügte, das da-

selbst gefunden ist, beweist. Es stand wahrscheinlich in dem Grabe eines vornehmen Mannes, wenn man von der Zierlichkeit und Schönheit desselben einen Schluss machen darf, und hat eine Aehnlichkeit mit unsern Blumengefäßen; aber es hatte nach Montfaucon einen andern Gebrauch, und diente zu einem Weinbehältniß, aus welchem man bei der Tafel sich den Wein in die sogenannten Pateras eingoß. Aus dem äußern Ansehen zu schliessen würde man es mehr für ein Prunkgefäß, als zum wirklichen Gebrauch bestimmt halten.

Die beiden Figuren, die man auf der einen Seite sieht, scheinen einen Arzt anzudeuten, und einen Kranken, der ihn um Rath fragt. Den Arzt erkennt man an einer Schlange, welche er in der Hand trägt, den Kranken an einem geschlängelten Stabe, auf welchen er sich stützt. An der andern Seite ist eine einzelne Figur, die sich in ihr Gewand hüllt, und deren Deutung schwer seyn würde. Wahrscheinlich ist es eine bloße Verzierung.

Inwendig in diesem Gefäß sieht man noch den Ansatz einer Kalkerde, womit es auch von aussen, als es ausgegraben wurde,

überzogen war. Dieser Ansatz trägt außerordentlich viel zur Conservation der Gefäße bei, und sie erscheinen, wenn er künstlich abgelöst ist, oft so neu, als wenn sie eben aus der Hand des Künstlers hervorgingen.

No. 27.

Ein hetrurischer flacher Teller, oder
Discus mit Figuren.

Es ist fast nicht zu verkennen, daß dieser Teller zum gewöhnlichen Tischgebrauch bestimmt war; ja, aus den darauf gezeichneten Figuren läßt sich selber mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, was man darauf servirte, nämlich Fische und Früchte. Viel hatte nicht Raum darauf, aber weil er in einem Grabe gefunden wurde, so war er auch nur für einen bestimmt. Fische, wie man sie jetzt noch in Neapel findet, sieht man hier, aber die Frucht erkenne ich nicht genau. Vielleicht soll es eine Citrone, oder eine andre Frucht andeuten, deren Saft man

auf die Fische drückte, wie jetzt noch geschieht.

Um den Rand her ist eine Verzierung, die man sehr häufig auf Antiken bemerkt, nämlich die Nachahmung der Meereswellen. Wenn sich diese dem Gestade nähern, so überwälzen sie sich gewöhnlich, und bilden einen Bogen. Dies ist hier durch Schwarz in Roth, und durch Roth in Schwarz ausgedrückt, denn beide Farben bilden dieselbe Verzierung. Man sieht auch hieran, daß die Alten ihre Zierathen meistens aus der Natur hernahmen, und dann gefallen sie auch nur.

Die Erde zu diesem Teller ist von der feinsten, aber nicht von der leichtesten Art. Im Gegentheil ist er an Schwere unsern irdenen Tellern gleich; aber wie sehr unterscheidet er sich von ihnen an Form, an Farbe, an Zeichnung!

No. 28. und 29.

Zwei Trinkgeschirre.

Bis wenige Jahrhunderte vor Christi Geburt waren bei Griechen, Römern und Egyptern nur irdene Gefäße im Gebrauch. Da die Erde, woraus sie dieselben verfertigten, sehr fein ist, so bedienten sie sich ihrer auch bei Tische, und die beigefügten beiden Schalen, wie wir sie nennen würden, sind Trinkgeschirre, in welche man den Wein wie in unsere Gläser goß.

Sie sind sich sehr ähnlich, und zugleich sehr verschieden. Die Gattung ist dieselbe, die Ausführung hingegen eine ganz andere. No. 28. ist ein ganz simples Gefäß, ohne Schmuk, ohne Zartheit, und kam wahrscheinlich nur auf eine gemeine Tafel. No. 29. hingegen ist äußerst fein und schön bearbeitet, der Form so wie den Zierathen nach, und kann meiner Meinung nach auf einem sehr

eleganten Tische gestanden haben. Es war ringsumher mit den kleinen Verzierungen umgeben, die man noch jetzt auf einer Seite daran bemerkt, aber eine Reise von beinahe 300 Meilen auf der Achse hat sie auf der einen Seite ganz verlöscht, auf der andern zum Theil. Die Tasse ist übrigens von so feiner Erde, daß sie wie Metall erklingt, wenn man mit einem Klöppel daran schlägt; und dies mögte wohl mit keinem neuern thönernen Gefäß der Fall seyn.

No. 30.

Ein egyptisches Thränengefäß oder
Lacrymatorium.

Ein Deutscher Kaufmann in Neapel, der seit 20 Jahren mit hetrurischen Gefäßen handelte, und einige ansehnliche Sammlungen nach Frankreich verkaufte, war in der Zeit der letzten Revolution mit den vielen andern Tausenden zu Grunde gerichtet worden, und sein Handel hatte geendet. Er besaß nur

noch zwei kleine Gefäße, die eben erwähnte schöne Tasse No. 29. und diese egyptische Thränenurne. Diese letzte hielt er für ein höchst seltenes Gefäß aus dem frühesten Alterthum, und ich habe wirklich in keinem Cabinet, weder in Neapel noch in Florenz, ein ähnliches gefunden.

Es ist von weißer Erde, hat zwei Henkel, statt daß die andern Lacrymatoria nur einen haben, unterscheidet sich übrigens gänzlich von ihnen durch die weite Wölbung des Bauchs, und durch die Thierfiguren umher, die offenbar aus dem Anfange der Zeichenkunst sind. Von den drei Thieren scheint eins ein weidender Hirsch zu seyn. Er ist wunderbar lang aus einander gezogen, und könnte auch ein Rennthier vorstellen, wenn Egypten irgend mit diesen Thieren was zu thun hätte. Das zweite ist ein Tieger, wie man an den Flekken sieht, eben so lang gezogen, und mit einem Gesicht, als hätte ein Knabe es gekritzelt. Der Vogel dazwischen ist ebenfalls so ungestalt, daß man die Gattung nicht erkennen kann.

Das Gefäß hat den Fuß verloren, und das seltsamste ist, daß die Form durch das Ansetzen eines andern entstellt wird, und

dals sich fast keiner erfinden läßt, der mit dem Gefäls in einem gefallenden Verhältniß steht.

Es ist wahrscheinlich mit einer ägyptischen Familie, die sich in Großgriechenland niederliefs, hieher verpflanzt, und sodann einem Todten mit ins Grab gegeben worden.

Der Kaufmann, der es besafs, hat eine Zeitlang vom König von Neapel die Erlaubnifs gehabt, bei Nola nachzugraben, und hat selber ein Stük von dem hetrurischen Kirchhof besessen. Er hat übrigens alle Gefäße geprüft, die ich besitze, und die unechten, ja selbst die zweifelhaften, abgesondert. Diese Sorgfalt war nothwendig, um nichts Nachgeahmtes dreihundert Meilen weit zu verpflanzen. Nach seinem Ausspruch ist dies Gefäls das merkwürdigste in der Sammlung.

No. 31, 32, 33.

Drei Thränengefäße verschiedener Art.

Bekanntlich hatten die Alten die Gewohnheit, bei Verstorbenen nicht allein die Thränen der Klageweiber, sondern auch ihre eigenen in kleine Flaschen aufzubewahren, und sie dem Todten mit ins Grab zu geben. Die Sache hat etwas sehr rührendes, und wahrscheinlich kommt der Ausdruck: ich weihe dir meine Thränen, von diesem Gebrauch her.

Unter den obigen Nummern sieht man drei dieser Thränengefäße oder Lacrymatorien von verschiedener Gattung. Vielleicht sind sehr bittere Thränen um einen geliebten Anverwandten hineingeweint, vielleicht auch nur Thränen, welche der Gebrauch forderte.

No. 31, das größte von ihnen, scheint zugleich das älteste zu seyn; Zeichnung und Beschaffenheit der Erde, so wie das ganze äußere Ansehen beweist dies. Statt des

Haars hat der daran befindliche Kopf einen bloßen Kleks, worunter man jedoch das Ohr bemerkt. Die ganze Zeichnung ist elend, und scheint dessen ungeachtet zu etwas führen zu können.

No. 32. ist von schlankerer schönerer Form, aber ohne Zeichnung. No. 33. ist wieder ganz verschieden von diesem; es hat auch keine Zeichnung, aber dafür Einschnitte von oben nach unten, wie eine Melone.

Uebrigens muß es etwas schwer gewesen seyn, in solche Gefäße zu weinen, und wir bedienen uns ohnstreitig unsers Schnupftuchs weit bequemer dazu.

No. 34, 35, 36, 37 und 38.

Fünf antike Töpfe, wie man sie in Pompeji findet.

Es ist bekannt, daß man in dem Museo zu Portici viele Töpfe sieht, welche in den Küchen des alten Pompeji gefunden worden sind. Hier hat man fünf Töpfe vor sich, gerade so

geformt, wie die in Portici. Sie unterscheiden sich in Feinheit der Erde, in Leichtigkeit, und in Zierlichkeit der Form von den unsrigen, obwohl sie ihnen übrigens gänzlich ähnlich sind; denn gleiche Bedürfnisse bringen gleiche Formen hervor.

No. 34 und 35. scheinen wegen der Leichtigkeit und Glätte etruskisch zu seyn; No. 36. hingegen ist von künstlichem Styl, und wahrscheinlich römische Arbeit. No. 37 und 38 sind ganz so, wie man in Portici die Töpfe aus Pompeji sieht, und es ist leicht möglich, daß sie selbst dort gefunden sind. No. 37. war auch von aussen an vielen Orten mit dem festen Ueberzuge bedekt, den man inwendig bemerkt, und ich selber habe ihn künstlich ablösen müssen.

Auch ein ungeübtes Auge muß fühlen, daß diese Töpfe eine schöne Form haben, und vielleicht die beste, die sie als Töpfe haben können. Eine Olla bei den Alten war doch etwas schöneres, als ein Topf bei uns ist.

No. 39.

Vas vel mensae vel culinae inserviens.

Bei diesem Gefäß muß ich etwas gestehen, was mancher so ungern gestehet, und was man doch so oft zu gestehen Gelegenheit hat, daß ich nicht weiß, was ich daraus machen soll. Montfaucon hat es in Kupfer stehen lassen, und meint, daß es bei Tische oder in der Küche gebraucht worden sey. Es kann seyn; es kann sogar seyn, daß es ein Oelgefäß war, aus welchem man sich, wie aus unsern kleinen Karaffen, Oel auf die Speisen goß, und die enge Mundröhre beweist etwas dafür. Aber es kann auch zu ganz anderm Gebrauch bestimmt gewesen seyn, zu Opfern, zum Aufbewahren irgend einer Flüssigkeit. In Neapel nennt man es ein Balsamarium; aber es geht von der Form dieser Gefäße gänzlich ab, wie man bei den beiden folgenden Nummern sehen kann.

Kurz, ich vermag es nicht zu bestimmen, wozu man eigentlich dies Gefäß, wovon wir nichts ähnliches in Küche und Keller haben, gebrauchte. Mag es seyn! Ich denke, man wird ruhig schlafen können, auch wenn die eigentliche Bestimmung davon nicht ausgemittelt ist.

No. 40 und 41.

Zwei Balsamarien.

Wenn man diese beiden Gefäße, von denen wir ebenfalls nichts ähnliches in unserer Wirthschaft haben, mit dem vorhergehenden vergleicht, so sieht man deutlich, daß sie nicht zu einerlei Gebrauch bestimmt waren. Ich habe alle drei Gefäße unter dem Namen Balsamarien gekauft, aber wahrscheinlich kommt er diesen beiden nur zu.

Wenn die Priester bei den alten Römern opfern wollten, so gingen sie gewöhnlich vorher dreimal um den Altar herum, und gossen sodann aus einem Gefäß etwas Wein

oder Oel auf den Altar, oder auf das bestimmte Opferthier. Vielleicht weihten sie es dadurch zum heiligen Gebrauch für den Gott ein.

Gefäße, womit dies geschah, sind wahrscheinlich die beigefügten. Das braune ist marmorirt, und deshalb bemerkenswürdig; das schwarze aber ist wegen seiner Form etwas außerordentliches, und wird für sehr selten gehalten. Es besteht aus einem irregulären Cylinder, der sich im Zirkel herumlegt, und über welchem ein Bügel zum Handgrif sich erhebt. Das Mundstück beider Gefäße ist zugleich bestimmt, die Flüssigkeit aufzufangen, und wieder herauszulassen, weil keine andere Oefnung vorhanden ist.

Man könnte auf den Gedanken gerathen, diese Gefäße wären Arten von Lampen, aber weil sie keine Luft haben, und die Mündung viel höher ist als das Gefäß, so würden sie nicht brennen; und dies widerlegt diese Vermuthung hinlänglich. Ihre Form im Ganzen scheint zu verrathen, daß sie nicht zu einem gemeinen, sondern zu einem heiligen Gebrauch bestimmt waren.

No. 42, 43, 44, 45, 46 und 47.
Gefäße, wie man sie in den Gräbern
der Armen findet.

Es hat etwas rührendes, die dürftigen und schlechten Gefäße zu betrachten, welche den Armen mit in die Erde gegeben wurden. Sie hatten im Leben nicht viel und man konnte ihnen nicht viel ins Grab legen; sie sind noch im Tode arm. Die Gefäße unterscheiden sich in Schwere, in Mangel an Glätte, und in Rohheit der Erde. Dessen ungeachtet haben einige von ihnen etwas zierliches in der Form, wie No. 42, welches bei einer bessern Politur unstreitig ein schönes Gefäß seyn würde. No. 43. hat ebenfalls eine gute Form, aber eine grobe sogenannte Glasur. Wenn man dies Gefäß am Henkel betrachtet, so könnte man auf den Gedanken gerathen, der äußere Firnis sei mit dem Pinsel aufgetragen, weil man die Pinselstriche deutlich zu erkennen glaubt.

No. 44. hat keine angenehme Form, besonders des ekkigten Henkels wegen, und die Farbe ist ebenfalls schmutzig. Es mag ein kleiner Trinkbecher für einen armen Mann gewesen seyn. No. 45 und 46. sind zwei einhenkligte Trinkschalen, denen man es, denke ich, auch ansieht, daß kein vornehmer Mann daraus trank, und daß kein Falerner daraus getrunken wurde. No 47. ist eine Lampe, wie man wohl keinem zu sagen braucht. Einfacher kann nicht leicht ein Geräth seyn, und doch erfüllt es seinen Zweck.

No. 48.

Eine hetrurische Patera.

Welch ein Unterschied findet zwischen diesem und den vorigen Gefäßen Statt! Es ist von sehr zierlicher Form, von feiner Erde, und hat einen hellen Klang. Man sieht gleich, daß es in feinern Händen war, oder auch beim Opfer gebraucht wurde. Montfaucon führt es unter dem Namen Patera auf.

Es

Es hat dreierlei Zierathen, wovon jede auf eine verschiedene Art angebracht ist. Die Ranken, welche inwendig herumlaufen, sind in den Firniß eingeschnitten, die Blätter daran sind mit Farben aufgetragen, und die zierliche Rosette in der Mitte scheint in das Gefäß eingedrückt zu seyn, als es weich war. Uebrigens könnte man aus dem leicht verwischten Auftrag der Blätter schliessen, daß es nur zu trocknen Sachen bestimmt war. An den Henkeln entdeckt man wieder Pinselstriche, und dadurch könnte man der Glasur dieser Gefäße auf die Spur kommen.

No. 49, 50, 51, 52, 53, 54.

Gefäße, wie sie wahrscheinlich den Kindern mit ins Grab gegeben wurden.

Zum eigentlichen Gebrauch scheinen diese Gefäße zu klein zu seyn; man muß also schliessen, daß sie eine Art von Spielzeug waren. Was konnte man den Kindern bes-

sers in jene Welt mitgeben? Sie hatten in dieser vielleicht nichts liebers. Das einzige Lacrymatorium scheint kein Spielzeug zu seyn, und hat wahrscheinlich wirkliche Thränen um das entschlafene Kind enthalten. Auch könnten No. 50 und 51. Salzfüßer auf den Tischen der Alten gewesen seyn; und No. 50. wäre überdies ein sehr zierliches Gefäß dieser Art.

Uebrigens läßt sich wenig von diesem Geräth sagen, und es würde, wenn es nicht antik wäre, keinen Werth haben.

No. 55 und 56.

Zwei Lampen von rother Erde.

Es gab dreierlei Art Lampen bei den Alten: heilige, die man in Tempeln aufhing, gewöhnliche, die man zum täglichen Gebrauch hatte, und die sogenannten lucernae sepulcrales, welche man den Verstorbenen ins Grab setzte.

Diese hier sind höchst wahrscheinlich von der letzten Art, und sehr einfach. No.

55. ist etwas plump und schwer, und konnte nur zum Gebrauch eines gemeinen Mannes dienen; auch mußte eine solche Lampe bei den Römern sich um einen höchst geringen Preis kaufen lassen. Oben auf derselben scheint ein Thierkopf zu seyn, in welchem die beiden Löcher, wo man das Oel hineingießt, die Augen ausmachen. No. 56. ist weit feiner, zierlicher und leichter. Sie war beinahe ganz mit der Erde bedekt, die man noch jetzt unten daran bemerkt, und als ich diese auf die gewöhnliche Art ablöste, nahm sie auch die Farbe mit herunter, wie man deutlich wahrnimmt. Dies ist, so wie die hell rothe Farbe überhaupt, ein Beweis, daß sie nicht etruskischen Ursprungs ist; denn von den etruskischen Gefäßen verliert sich nie der feine Firnis, wenn sie mit Sorgfalt gereinigt werden. Daß sie aber antik sei, das lehrt jeden, der irgend etwas in dieser Art beurtheilen kann, der Augenschein.

Uebrigens zeigt sich die Einbildungskraft der Alten beinahe in keiner Sache ausschweifender, als in der Form der Lampen, die bald als Thierköpfe bald als Menschenköpfe, bald als halbe und ganze Thiere oder Menschen, auch als alle mögliche Ungeheuer erscheinen.

Aber in der einfachen Gattung, wie No. 56. findet man auch viele.

Die Römern suchten um einen hohen

Preis kämpfen lassen. Oben auf denselben

sahen ein Thierkopf zu seyn, in welchem

die beiden Löcher, wie das Gel hinein-

No. 57.

Ein etruskisches Grab mit dem Skelet und den Gefäßen umher, wie es unweit dem Vesuv gefunden wurde.

Diese auf die gewöhnliche Art abge-

nommene, wie man

Die alten Etrusker hatten einen Gebrauch, der einen merklichen Einfluss auf unsere Zeiten behält, und uns nach mehr denn zwei Jahrtausenden noch mancherlei Vergnügen und Belehrung gewährt. Sie verbrannten ihre Todten nicht, sondern begruben sie, und stateten sie mit vielem von dem, was sie im Leben bedurft hatten, in die Erde aus. Hierzu gehören vorzüglich die Gefäße, die zum täglichen Gebrauch, oder zum Prunk bestimmt waren, und eine große Menge ist dadurch auf unsere Zeiten gekommen.

Diese Sitte der alten Etrusker erweckt Rührung, und eine stille Theilnahme. Sie

hiefsen ihre Todten nicht allein *) in der Erde, sie gaben ihnen ein Eigenthum mit, je nachdem sie gewohnt waren, es im Leben zu besitzen. Vorher wohnten sie über der Erde, jetzt wohnen sie unter derselben, mitten in ihrer kleinen Wirthschaft.

Die Gräber der Hetrurier sind nicht wie die unsrigen, sondern hohl. Sie hatten keine Särge; aber dafür ward tief in der Erde ein Behältniß aus Quadersteinen zusammengesetzt, worin man den Leichnam legte, und rings um ihn her die Gefässe setzte, oder an den Seitenwänden des Behältnisses aufhing. Sodann deckte man das Grab mit vier grossen schräg gegeneinanderlaufenden Steinen zu, so dafs ein Dach darüber entstand, und verschüttete es mit Erde. Auf diese Art besafs der Todte ein Zimmer unter der Erde, worin er schlief, und hatte einen beträchtlichen Raum mit seiner Ausstattung um sich. Die ganze Einrichtung bei den Begräbnissen der Hetrurier deutet auf den Glauben an ein künftiges Leben hin.

Man findet oft das Skelet der begrabenen unverwest, und seine ganze Mitgabe unverehrt um ihn her. Auch jener oben erwähnte

*) Einsam.

Deutsche Kaufmann, der bei Nola nachgraben liefs, fand ein solches Grab mit einem ganz erhaltenen Skelet; aber so wie man es berührte, sank es in Staub zusammen.

Bei dem Betrachten der etruskischen Gefässe könnte man sich oft über ihre anscheinende Neuheit wundern, und auf den Gedanken gerathen, sie wären unmöglich 2000 Jahr alt, sondern nachgemacht. Man würde Unrecht thun; die Neuheit entscheidet hier nichts, sie ist vielmehr sehr gut motivirt. Die Gefässe liegen nicht etwa in der Erde, und sind mit feuchten Bestandtheilen umgeben; sie stehen in einem Hohl wie in einem grossen Kasten, und sind so gut aufbewahrt, wie in irgend einem Cabinet. Da sie gewöhnlich zwölf Fufs tief in der Erde sich befinden, da die äussere Luft oder die Veränderung ihrer Temperatur hieher nicht dringen kann, da nicht Wärme, nicht Kälte, nicht Nässe, da kein äusserer Einfluss sie zerstört, sondern ein ewiges Einerlei sie umgibt, so ist es nicht wunderbar, wenn die Gräber sie nach Jahrtausenden unversehrt zurück geben. Sie konnten keinen bessern Zufluchtsort finden. Ueberdies sind viele von ihnen durch die Länge der Zeit mit einem

kalkartigen Ansatz umgeben worden, und dieser erhält sie noch mehr in ihrer Frische, wie bei dem Gefäß No. 26. der Fall ist. Es ist unbezweifelt echt etruskisch, und doch scheint es eben erst aus den Händen des Meisters gekommen zu seyn; besonders neu ist es unten, wo sich der Kalk zuerst ansetzt.

Wir besitzen also etwas, das schon vor mehr als zwei Jahrtausenden jemanden gehörte, das uns auf eine rührende Art erhalten wurde, und das noch jetzt, wo die festesten Gebäude aus jenen Zeiten zusammengestürzt sind, gleichsam in seiner Jugend da ist. Schriften finden wir nicht, aber etwas, worin sich auch lesen, und woraus sich auf den Geist der Verfertiger und Besitzer schließen läßt: die Form und Zeichnung der Gefäße.

Um einen gänzlich anschaulichen Begriff zu erwecken, wie man diese merkwürdigen Ueberbleibsel aus dem Alterthum findet, ist unter dieser Nummer ein Grab beigelegt, gerade in der Gestalt, wie man es unweit dem Vesuv aufgrub, gerade so wie das unverweste Gerippe darin lag und wie die Gefäße um dasselbe herum standen, oder lagen. Dies Grab ist auch in dem Hause

des dänischen Consuls Heigelin in Neapel zu finden, mit einem aus Wachs gebildeten Skelet, und mit kleinen nachgemachten, wiewohl sehr schön nachgemachten, Gefäßen.

Ein solches Grab mit wirklich etruskischen Gefäßen ist unstreitig in unsern Gegenden etwas sehr seltenes, und möchte wohl noch nicht gesehen worden seyn. Ich glaube also den Liebhabern des Alterthums durch die Construction desselben einen kleinen Dienst zu erweisen, indem sie dadurch so gut von etruskischen Gräbern urtheilen lernen, als wenn sie bei Nola eins hätten aufgraben sehen.

Dies Grab ist das Grab eines Mittelmannes, eines wohlhabenden Bürgers; die Gefäße darin sind also weder von der prächtigsten noch von der geringsten Sorte, sondern wie sie in den Häusern der Mittelklasse gäng und gebe waren.

An der rechten Seite hinter dem Kopf des Skelets sieht man ein Dekkelgefäß, wovon das Gefäß selber an die Mauer gelehnt ist, und der Dekkel daneben liegt. Dies war unstreitig ein Eßgefäß, wie man an der ganzen Gestalt sieht, und zwar ungefähr für eine Person; zum trinken würde es

durch den vertieften Rand unbequem gewesen seyn.

Auf dem Dekkel erblickt man eine fliegende Figur, welche jemandem etwas darzureichen scheint, und eine sitzende, die ihre rechte Hand besieht. Eine Deutung würde hier schwer seyn, da die Handlung so gleichgültig ist. Dieser Dekkel ist das geschmückteste an dem ganzen Gefäße. Warum? — Aus einem Grunde, aus welchem wir ihn jetzt noch am meisten schmücken würden: weil, bei einem so niedrigen Gefäße, er am meisten, und fast nur er, in die Augen fällt. Also unsere Voreltern vor mehr als zweitausend Jahren, unsere alten etruskischen Brüder, hatten schon so viel Gleichförmigkeit der Ideen in einer kleinen Oeconomie, in einer kleinen Ersparniß, mit uns! Wie wenig verläugnet sich unser Geschlecht! Die Dinge um uns her bilden uns nicht, wir bilden sie.

So weit man das Gefäß nur sehen kann, wenn es auf dem Tisch steht, ist der Schmuck da, und um den Rand desselben sieht man noch die nachgeahmten Meereswellen, wie am Dekkel; aber unten, wo man es nur sehen kann, wenn man es aufhebt, ist nichts, als

ein rother und schwarzer Anstrich. Weise, aber etwas kleinliche Oeconomie!

Das Gefäß ist übrigens von keiner leichten Erde, und etwas handfest; aber es hat dabei doch eine gute Form, wenn es zugelegt ist.

Das Gefäß, welches neben der rechten Schulter des Skelets steht, ist eine sogenannte Campane, oder eigentliche Vase, eins von den Gefäßen, welche am meisten geschätzt werden. Ihre Form hat Aehnlichkeit mit einer Glocke, weshalb man sie auch in Italien Campanen nennt. Sie scheinen zu keinem gewöhnlichen Gebrauch bestimmt, sondern mehr Prunkgefäße gewesen zu seyn, wie die marmornen Vasen, die uns noch übrig sind. Diese Campane war unbeschädigt, als ich sie in Neapel einpakte, aber unterwegs ist der Fuß beschädigt; doch hat ihre Form, die sehr fallend ist, nichts dadurch verloren.

Man sieht zwei Figuren daran, eine sitzende, und eine stehende, beide sehr schlecht; denn man glaube doch ja nicht, daß alles Hetrurische schön sei. Es befinden sich selten schlechte Formen, aber um so mehr schlechte Zeichnungen bei den Gefäßen. Unten am Bauch der Vase sind die bekann-

ten Meereswellen angebracht, und oben unter dem Rande zieht sich ein Lorberkranz herum. Uebrigens ist die Erde des Gefäßes weiß, und man bemerkt, daß die Figuren und Zierathen roth angestrichen, nicht bloß ausgespart sind, wie bei andern feinem Gefäßen.

Neben der linken Schulter des Todten steht ein großes Trinkgeschirr, das man wohl ein Familientrinkgeschirr nennen könnte; denn eine ganze durstige Familie würde ihren Durst daraus stillen können. Uebrigens muß sich bequem aus einem solchen Geschirr trinken lassen, wenn man es mit beiden Händen an den Henkeln anfasset.

Man sieht zwei gehende Figuren daran, wovon die eine ganz verhüllt ist. Das Gesicht, die Hände und die Füße der andern sind durch weiße kalkartige Farbe als nakend bezeichnet. Als das Gefäß gemacht wurde, mochte die Farbe wohl etwas anders aussehen. Die Zeichnung der Figuren ist etwas besser, als auf der Campana, aber immer noch schlecht genug. Die Meereswellen sind auch nicht vergessen, ja die Gestalten stehen sogar darauf.

Obwohl wir keine Gefäße ähnlicher Art haben, so hat diese Form doch nichts antikes an sich, ich möchte sie eher alt nennen, wie antik, womit man immer etwas gefallendes verbindet.

Das kleine Gefäß zwischen diesen beiden großen ist ein Thränengefäß und befindet sich an einem Orte, der es sehr interessant macht. Es liegt dem Todten auf der Brust; und Welch einen bessern Ort hätte man dazu wählen können? Man hat ihm nicht allein die Thränen der Zurückbleibenden gewidmet, man hat sie ihm ans Herz gelegt. Das ist bedeutend und rührend, aber nicht ungewöhnlich, denn man findet dasselbe in vielen Gräbern.

So leicht die Deutung bei diesem kleinen Gefäß ist, so schwer ist sie bei dem großen; welches dem Todten am linken Schenkel liegt. Ich hätte auf den Gedanken gerathen können, es sei ein großes Familien-Lacrymatorium, worin alle Angehörigen ihre Thränen sammelten; aber nach Montfaucon und Winkelmann ist es eine Art guttus, aus welchem man sich den Wein eingoß, und mit ganzem Recht ein guttus, weil der Wein wegen

des engen Halses beinahe nur Tropfenweise herausfließen konnte.

Die Form des Gefäßes hat nichts anziehendes; es gleicht einer Flasche. Aber die Figuren daran sind weit vorzüglicher, als die an den vorherigen Gefäßen. Sie bezeichnen eine Handlung, und diese läßt sich auf eine reizende Art erklären. Man erblickt eine nackte männliche Gestalt mit Flügeln; also etwas überirdisches, etwas aus einer andern Welt. Vor ihr sitzt eine weibliche bekleidete Gestalt, welche dem Stehenden ein Gefäß, eine weite Patera überreicht. Die sitzende scheint traurig zu seyn, der Stehende ist halb weggewandt, und in einer Bewegung des Scheidens. Könnte dies nicht der Verstorbene seyn, der die Seinigen verläßt, die sitzende Figur aber eine Angehörige, welche ihm noch etwas überreicht; könnte diese einfache Darstellung nicht auf den Gebrauch gehen, die Todten noch im Grabe auszustatten? Es könnte so seyn, aber wer bürgt dafür, daß es wirklich so ist? Die geflügelte Figur sieht ganz einem Genius ähnlich: man kann daher den Gedanken noch zärter ergreifen, und sich vorstellen, daß dem Genius des Verstorbenen ein Opfer gebracht wird, um ihm in jener

Welt noch günstig zu bleiben. Die sitzende kann endlich auch eine Hebe seyn, welche einem Verstorbenen eine Schale aus dem Fuß Lethe angefüllt, überreicht.

Die Handlung ist zu einfach, um über ihre Deutung mit Gewissheit entscheiden zu können, aber es hängt auch nicht unser Wohl und Weh davon ab, und wir können uns an allen drei Erklärungen vergnügen, ohne von einer einzigen überzeugt zu seyn.

Die übrigen Zierathen haben Aehnlichkeit mit denen an der Campane, und an dem großen Trinkgefäß; die Figuren stehen wieder auf den Meereswellen, und die Blumen unter den Henkeln sind ganz von einer Gattung.

Aber warum liegt das Gefäß am linken Schenkel, warum findet man hier gewöhnlich ein solches Gefäß in den etruskischen Gräbern? Die Sache ist jetzt noch ein Räthsel, und wird wohl immer ein Räthsel bleiben. Denn wenn dieser Gebrauch seinen Grund in einem vergessenen Aberglauben, in einer unbekannten Nationalsitte hatte, wer will es lösen.

Wir gehen zu den übrigen Gefäßen in dem Grabe fort. Neben dem rechten Knie

des Todten ist ein Teller oder Discus mit Figuren von Fischen an die Wand gelehnt, wie er unter No. 27 beschrieben wurde. Auf der andern Seite steht eine Patera, wie unter No. 48, nur dafs diese nicht allein Ranken, sondern auch Figuren hat, und durch schwarz und roth sich gleich als etruskisch ankündigt. Die Figuren sind elend, und eine Art von Töpferwitz, der jedoch auf einem guten Wege ist.

Unten zwischen den Füßen des Todten sieht man eine Lampe, und diese brannte wahrscheinlich, als man ihn begrub. Lange wird sie indessen in der eingeschlossenen Luft nicht haben fortbrennen können, und wozu auch? Der Todte hatte ja die Augen verschlossen, und Licht und Dunkelheit waren ihm gleichgültig. Genug, die Angehörigen hatten den Trost, dafs ihr verstorbener Geliebter in die Erde ausgestattet war, und noch in jene Welt die Beweise ihrer Zärtlichkeit mitnahm. Diese Sitte ist nicht allein rührend, und gutartig, sie kann auch dem Tode etwas von seiner Bitterkeit rauben.

So also waren die etruskischen Gräber, so lag der Leichnam darin, und so standen die Gefäße um ihn her. Wer dies Grab

sieht, der braucht keine Reise nach Nola am Vesuv zu machen, um eine gänzlich anschauliche Idee von diesen alten berühmten Gräbern zu bekommen.

Conchilien, die im Golf bei Neapel gefunden werden.

Es ist leicht einzusehen, dafs in einem Meerbusen, wie der bei Neapel, umschlossen vom Cap Minervae, Cap Misene, und den Inseln Procida, Ischia, und Capri, von einem Umfange von 20 Meilen, sich eine Menge Meerproducte finden müssen, die dem Naturforscher nicht unwichtig sind. Wer könnte alles kennen, wer nur zählen, was in diesen Tiefen verborgen ist? Aber einiges davon wird man unter den folgenden Nummern finden.

No. 58.

Zwei groſse, und ein kleiner
Meersterne.

Von diesen seltsamen Meerthieren habe ich die beiden groſsen gekauft, als man sie eben bei einem Fischfange aus dem Meer gezogen hatte. Damals waren diese Geschöpfe lebendig, die unzähligen kleinen Nadeln unter ihrem Bauch bewegten sich, und aus ihrem ganzen Körper drang ein rother Saft hervor, wie Blut. Das Schnupftuch, worin ich sie gewickelt hatte, ward überall blutig davon, Es mochte ihr Todesschweis seyn. Sie rührten sich übrigens nicht, waren aber biegsam, und man bemerkte sehr wohl, daß ein stumpfes Leben in ihnen wohnte. Sie gaben noch eine Menge rothen Saft von sich, aber die kleinen Nadeln fingen allmählich an, sich weniger zu bewegen, und wurden endlich ganz unbeweglich. Die Thiere erstarrten

ebenfalls, und nahmen die Gestalt an, worin man sie noch jetzt sieht.

Diese seltsamen Geschöpfe würde man beim ersten Anblick für nichts weniger als für Thiere halten, da sie ganz einem zackigten Stern ähnlich sehen, da man nichts von Augen, Mund, Eingeweide oder irgend einem organisirten Theil bei ihnen entdeckt; aber daß es Thiere sind, zeigt wohl die selbstständige Bewegung der weissen Nadeln hinlänglich. Sie sind der Uebergang von der Thierwelt in die Pflanzen oder Steinwelt. Die gewöhnlichen Arten der Meersterne sind grau, wie der kleine anliegende; rothe habe ich nur diese beiden gesehen.

Einige von ihnen haben sechs Zakken, andere fünf, wie man auch hier bemerkt, und noch andere nur vier. Von drei oder sieben Zakken habe ich keine beobachtet, und überlasse es überhaupt gelehrtern Conchylienkennern, die Naturgeschichte dieser Thiere näher zu entwickeln.

No. 59.

a) Zwei Meerpferde, (cavalli marini,)

b) ein Todtenkopf, c) ein Corallenast,

d) einige unbekannte Schalenthiere, e)

und eine essbare Seemuschel.

a) Die beiden seltsamen Thiere, welche oben ganz die Gestalt eines Pferdekopfs, und mit dem Springer im Schach viele Aehnlichkeit haben, sind ebenfalls aus dem Golf bei Neapel. Man findet sie nicht häufig, und sie werden meistens an Fremde verkauft. Sie haben ein schalenartiges, zackigtes Aeufsere; aber wahrscheinlich ist der gekrümmte Schweif unten beweglich, wenn sie noch leben, und dient ihnen also zum Ruder im Wasser. Sonst sieht man nicht, auf welche Art sie ihren Ort verändern könnten.

b) Der Todtenkopf gehört ebenfalls zu den seltsamen Geschöpfen, welche die Gränze zwischen der lebendigen und todten Natur

ausmachen. Wo soll hier Leben, wo Gefühl, wo Bewegung wohnen? Er ist als Gränze sehr charakteristisch gezeichnet, und repräsentirt sie gleichsam von aussen. Auf der einen Seite ist ein Stern, als etwas todtes, und auf der andern eine Art Insect, als das Lebendige, eingedrückt. Uebrigens hat er eine entfernte Aehnlichkeit mit dem menschlichen Kopf; er ist knochenartig, und die Seite, wo der Stern sich befindet, könnte das Gesicht vorstellen. Dabei ist er hohl inwendig, und von dieser Seite hat er ebenfalls Aehnlichkeit mit vielen menschlichen Köpfen.

c) Wie die Corallen entstehen, deren sich das weibliche Geschlecht zum Schmuck bedient, kann man an dem kleinen rothen Corallenast sehen. Er wächst aus einer knochenartigen Masse wie ein kleiner blätterloser Baum hervor, und wird weit gröfser, als der hier beigegefügte; aber der Transport davon ist sehr schwer. Man findet besonders bei Sicilien viele Corallenäste.

d) Im Winter 1803 zog man in Neapel ein roth angestrichenes Bret aus dem Wasser, welches ringsumher mit kleinen Schalenthiere bedeckt war. Man wufste nicht, zu welcher Gattung man diese kleinen Muscheln

rechnen sollte, die einen so grofsen Geschmack an einem Bret gefunden hatten, und welche die Oelfarbe angelokt zu haben schien. Das beigefügte Stük ist von diesem Bret, und die Conchylienkenner mögen nun selber untersuchen, von welcher Art die kleinen Muscheln sind. In denselben ist ein zusammengerolltes Thier, welches Aehnlichkeit mit einer Feder hat, wenn man es aufwickelt.

e) Das anliegende Schalenthierchen, das einer Nadelbüchse ähnlich sieht, ist eine gewöhnliche Speise der Neapolitaner, die sie wie wir die Austern essen, und die einen ähnlichen Geschmack haben. Man verkauft diese Muscheln häufig an St. Luciä um einen wohlfeilen Preis, und ißt sie lebendig. Man kneift nämlich an der einen Seite die Schale zusammen, worauf das Thier an der andern Seite erscheint, und wie eine Schnecke heraus kriecht. Aber es hat hier einen übeln Empfang zu erwarten, denn man beißt ihm sogleich den Kopf ab, und zieht das übrige des Thiers nach. Von diesen Thieren kann man mit Recht sagen, dafs sie aus dem Regen in die Traufe kommen. Sie heifsen Canelichi.

No. 60.

Verschiedene andere Conchylien und
Meerthiere aus dem Golf bei Neapel.

Die meisten von diesen Seethieren zeichnen sich durch Schönheit der Farben und Regelmässigkeit der Formen aus. Einige sind stachelicht, andre glatt, oder gereift, silberfarbig, bunt, perlmutterartig, und farbenspielend. Manche sind oben schneeweiss und unten roth, und besteht das Ganze aus zwei Theilen, so passen sie auf das genaueste in einander. Kurz, die Menschen können unmöglich schönere Wohnungen haben, als diese Seethiere, und sie haben den grossen Vorzug voraus, dafs sie diese Wohnung überall mit sich herumtragen.

• Etwas merkwürdiges ist die rothe Seefeder, die gänzlich der Feder von einem Vogel oder mindestens einem Seegewächs gleicht, die aber dennoch ein Product aus dem Thier-

reich ist. Sie finden sich in Schalen, wie die anliegende lange Muschel, die von außen scharf wie ein Reibeisen ist.

No. 61.

Einige Bruchstücke von antiken Gefäßen, Lampen u. s. w.

Die beiden flachen Gesichter befanden sich wahrscheinlich als Zierathen an einer Vase. Sie haben ganz das Leere und Fette, was man als ein Vasengesicht haben muß. Unsere Engel, die ein Blasinstrument spielen, pflegen so auszusehen. Bei No. 10. führte ich an, daß mir etwas von der Erde aus den campis phlegraeis unterwegs geschmolzen sei; ein Theil davon ist unglücklicherweise dem größern Gesicht an die Nase gerathen und auf keine Weise wieder davon abzulösen. Menschen, die solche harmlose Physiognomien haben, müssen sehr alt werden. Uebrigens ist diesen beiden Gesichtern recht boshaft von einem Zufall mitgespielt worden. Dem

einen fehlt etwas an der Nase, dem andern ist etwas hinzugesetzt worden, beides ist für ein menschliches Gesicht sehr kitzlich.

Von dem kleinen runden Kopf läßt sich nicht viel sagen, als daß er viel edles und zartes hat. Unsere Töpfer machen ihn nicht so gut. Ob er übrigens einer Statüe abgeschlagen ist, oder irgendwo als Zierath an einem Gemäuer, oder als Knopf auf einem Dekkel saß, das möchte sehr schwer auszumitteln seyn, auch wenn Winkelmann diese wichtige Materie behandeln wollte.

Das Trapezion mit dem Hunde ist un-
streitig der Dekkel von einer Lampe, durch
welchen man das Oel hineingofs, wie man
an dem Loch unter dem Bauch des Hundes
sieht. Man lernt wenigstens aus diesem
Bruchstück, wie die Lampenmacher der Alten
einen Hund bildeten. Mir scheint er Aehn-
lichkeit mit einem pommerschen Schäferspitz
zu haben.

Auf dem andern ähnlichen Bruchstück ist
gar ein Kopf mit Lorbeern geschmückt, wer
weiß, von welchem Kaiser? Bis unter die
Nase sieht er ganz gescheidt aus, Mund und
Kinn aber verrathen viel Dummheit. Da
das Stück auch vom Dekkel einer Lampe ist,

so mag dies Haupt sammt dem Lorbeer oft mit Oel gesalbt seyn.

Das außerdem noch anliegende Stük scheint der Henkel von einem Gefäfs zu seyn. Es ist ein abscheuliches Fratzen Gesicht darauf mit zwei Hörnern und zwei langen Esels-ohren. Aber wie soll auch ein Henkelgesicht aussehen? Die Ohren scheinen wieder die Henkel an dem Kopf zu seyn. Wenn es ein goldnes Bruchstük wäre, so könnte man wegen der Ohren glauben, es wäre ein Midaskopf.

Ich habe diese Sachen mit hinzugefügt, um den Nimbus, der um das Antike zu schweben pflegt, etwas zu verscheuchen. Denn nicht alles aus dem Alterthum ist heilig. Es gab bei den Alten schlechte Künstler, und Fuscher, und einfältigen Töpferwitz, wie jetzt. Man darf keine zu grofse Idee von der Welt des Alterthums haben, um das wahre Schöne, was man darin findet, nicht mit überspanntem Auge zu betrachten, und seinen Werth unbefangen zu fühlen.

No. 62.

Zwei antike knöcherne Griffel, mit denen man auf Wachstafeln schrieb.

Bekanntlich bedienten sich die Alten spitziger Griffel von Eisen, Metall, oder Elfenbein, mit denen sie die Schrift in Tafeln, die mit Wachs überzogen waren, eingruben. Auf der einen Seite des Griffels war eine Spitze, auf der andern eine flache Platte, oder ein Knopf, womit man das Geschriebene wieder verwischen konnte.

Da sich mehrere mit den Griffeln von Eisen verwundeten, oder gar umbrachten, so kamen die von Knochen oder Elfenbein in Gebrauch, von welcher Art die anliegenden beiden sind, und bei diesen findet schwerlich Gefahr des Todes Statt.

Der eine davon hat einen Knopf, so dafs, wenn man ihn umdrehte, man damit das Geschriebene wieder auslöschen konnte; wo-

durch unstreitig der Ausdruck *saepe vertere stilum* entstanden ist. Denn man setzte allmählig die entstandene Sache statt des Werkzeuges. Darin hat ebenfalls unser Ausdruck: einen guten Stil schreiben, seinen Ursprung; ja wir haben sogar diese Metapher buchstäblich in unsere Sprache übergetragen, indem wir sagen: es ist eine gute Feder, statt: ein guter Schreiber; ein guter Degen, statt: ein guter Fechter.

No. 63.

Ein gläsernes Lacrymatorium.

Wie antikes Glas aussieht, und welche Formen die Thränengefäße dieser Gattung hatten, das kann man an dem beigegeführten Fläschchen sehen. Es ist wenig von unsern Gefäßen verschieden, und doch verschieden. Der breite Boden, der bis an den Hals allmählig abnimmt, der lange Hals, die sich erweiternde Mündung oben, der fehlende Kegel inwendig, alles dies unterscheidet es, aber es

ist ein Fläschchen, und unser gläsernes Geschirr ist von so mannigfacher Form, daß wir auch dies leicht darunter aufnehmen könnten. Doch scheint das Glas, ganz nahe betrachtet, noch eine etwas andere Masse zu seyn, als unser jetziges Glas.

In Neapel hat man ähnliche Flaschen von neuer Arbeit; aber man bedient sich ihrer nicht, um darin zu weinen, sondern man hat Oel darin, eine Sache, die den Neapolitanern weit lieber ist, als Thränen. Man kann sie also jetzt eher Balsamarien nennen.

Einige Sachen aus dem jetzigen Leben der Römer und Neapolitaner.

Die Stadt am tyrrhenischen Meer an dem schönen Golf, worin Capri emporsteigt, heißt nicht mehr Parthenope, oder *Νεοπόλις*; sie heißt Neapel, oder vielmehr Napoli. Auf ihren Münzen sieht man nicht mehr den Kopf der Parthenope und den Minotaur mit der Siegesgöttin über ihm, man erblickt darauf das Bild Ferdinands IV. und ein königliches Wapen. So wie dies sich änderte, so änderte sich fast alles in dem Zeitraum von Jahrtausenden. Statt der Tempel der Mi-

nerva, des Priapus, des Zevs, steigen Kirchen der heiligen Elisabeth, der Jungfrau Maria, des heiligen Januarius empor. Bis auf die Speisen, bis auf die kleinsten Geräthe hat alles einen fremdartigen Karakter angenommen, und die Sachen sind so verändert, wie der Name. Etwas von dem, was man als auszeichnend jetzt in Neapel sieht, ist unter den folgenden Nummern beigefügt worden.

No. 64.

M a c c a r o n i.

Wer hat nicht von diesem berühmten Gericht der Italiener gehört, dieser Hauptspeise der Nation? Wer ist nicht begierig, sie kennen zu lernen? In Neapel wird sie am meisten gegessen, und nach dem Ausspruch der Kenner am besten verfertigt. Von dorthier sind alle beigefügten Maccaroni.

Man hat gewöhnlich die Meinung, daß diese Maccaroni von einerlei Gattung sind; man irret sich. Sie erscheinen in verschiede-

ner Gestalt, werden auf eine verschiedene Art zubereitet, und haben einen verschiedenen Geschmack. Jede Form nimmt einen andern Geschmack an, wenn gleich alle aus einem Teige gemacht sind. Seltsam genug, daß die Form eines Sterns anders schmeckt, als die eines Cilinders, und daß man überhaupt eine Form schmekken kann. Mit dem Auge hat man sie freilich immer schmekken können, aber mit der Zunge! —

Die unter *a.* anliegende Sorte ist die gewöhnlichste von allen, und wird in Neapel am meisten gegessen. Sie macht das erste Gericht aus auf den Tafeln der Wohlhabenden, und das erste und letzte auf dem Tisch der Armen, wenn sie noch einen Tisch haben. Gewöhnlich gehen sie zu einer Boutique in den Strafsen, wo Maccaroni gekocht werden, lassen sich einen Teller voll um einige Gran geben, etwas beißenden Käse darüber streuen, und verschlingen sie dann. Verschlingen ist hier der eigentliche Ausdruck, und nicht allein der gemeine Mann verschlingt sie, sondern auch der Vornehme. Es ist unglaublich, auf welcher unanständige Art diese Maccaroni gegessen werden, sowohl an table d'hôte, als auch in Familien und bei

Gastmahlen. Man legt zuerst einen aufgehäuften Teller davon vor, worüber man in Deutschland erstaunen würde, und auch in Neapel muß man es für das einzige zu erwartende Gericht halten; so groß sind die Portionen. Der echte Neapolitaner wikkelt sich dann dies mehr als ellenlange Gewürm um seine Gabel, neigt den Kopf über den Teller, füllt den Mund mit dem einen Ende der Maccaroni an, und zieht das übrige, ohne Hülfe der Gabel, immer nach, so daß, wenn nun der erste Bissen genommen ist, die andern von selber folgen. Es muß sehr oft der Fall seyn, daß das eine Ende noch auf dem Teller ist, wenn das andere schon den Magen erreicht hat. Der gemeine Mann braucht dazu überdies keine Gabel, sondern er bedient sich der Finger.

So windet sich in drei bis vier langen Bissen der ganze Teller voll hinunter, und was unmöglich schien, wird in wenig Minuten vor unsern Augen möglich.

Man glaube nicht, daß dies im Scherz gesagt sei; nichts weniger! Es ist nicht einmal übertrieben, und wer Zeuge von einer solchen Maccaroni - Scene seyn will, braucht nur in den ersten besten Gasthof von Neapel

zu gehen. Die große Menge, die man davon verzehren kann, hat wahrscheinlich in der Glätte der Speise ihren Grund, welche ganz ohne Anstofs die Kehle hinuntergeht. Die anliegende Sorte wird zwar mehr als noch einmal so dick, wenn sie gekocht ist, aber für einen Neapolitaner ist es nicht zuviel 6 bis 10 Enden immer auf einmal herunterzuschlingen. Er hat eine sehr weite Kehle, die sich verhältnißmäfsig nach der Quantität der Speise auszudehnen scheint. Sachkenner mögen untersuchen, ob auch hierin etwa seine Anlage zum Singen ihren Grund hat.

Unter b. ist die größte Sorte Maccaroni, die ich von feinem Mehl in Neapel bemerkt habe. Sie sind inwendig hohl, wie alle Stangenmaccaroni, und haben Aehnlichkeit mit kleinen Blaseröhren. Die Oefnungen in der Mitte dienen wahrscheinlich dazu, das Garkochen zu erleichtern, welches bei gänzlicher Ausfüllung sehr lange dauern würde. Diese Sorte muß außerdem über eine Stunde kochen.

Unter c. sieht man eine ganz andere Gattung, die mit kleinen breiten Sägen etwas ähnliches hat. Diese ißt man nicht wie die Stangen-

Stangenmaccaroni, sondern in Suppen, und sie würden sich auch schwerlich so zusammenhängend hinunter schlucken lassen, hätte man gleich eine sehr weite Kehle.

In *d.* liegen nahe Vettern von den vorigen; sie unterscheiden sich blos dadurch, daß sie weit schmaler sind, und qualificiren sich also wieder für das Hinunterschlingen. Doch habe ich sie nie so essen sehen.

Wir kommen zu den kurzen Arten Maccaroni, welche gewöhnlich in Suppen gegessen werden, und man sieht in *e.* eine Sorte, die man in Neapel Capellotti nennt, weil sie Aehnlichkeit mit den Mützen der Pfaffen haben. Es sollte mich wundern, wenn man dort diese Art Maccaroni wegen ihrer Gestalt nicht mit etwas Devotion äße; indessen sind die Mützen der Pfaffen, und die Pfaffen selber sogar in Neapel seit einigen Jahren im Preise gefallen. Diese Capellotti waren weiß, lagen aber unterwegs in einem antiken Kopf, worin sich noch etwas Erde befand, und sind dadurch gelblich geworden.

Unter *f.* sieht man welche, die von den Italienern Torcette, und von den Deutschen Kugelzieher genannt werden. Ihrer Gestalt nach könnte man sie eher Pfropfenzieher

G



nennen. Große Aehnlichkeit mit ihnen haben die unter g. beigefügten, und unterscheiden sich blos dadurch, daß sie weniger gedreht sind.

In h. sind kleine Röhrchen, die man Stivaletti nennt. Die Aehnlichkeit mit Stiefeletten ist nicht groß, und der Name nicht anlockend. Gegessen habe ich sie nicht, und weiß also nicht, wie Stiefeletten schmecken. Aber da die Form hier viel bei der Sache thut, so ist zu vermuthen, daß ein geborner Neapolitaner mit verschlossenen Augen zu unterscheiden vermag, ob er Sägen, Priester-mützen, Kugelzieher, oder Stiefeletten ißt.

Diese letzten Maccaroni sind unterwegs, wie es auch oft den wirklichen Stiefeletten geht, etwas beschmuzt worden.

Die Namen der ebenerwähnten Arten sind vom Militair hergenommen, denn diese Classe von Menschen sind keine Feinde von Maccaroni; aber es gibt auch welche, die vom Clerus, oder vielmehr von den Soldaten Christi, wie sie sich in Neapel nennen, ihren Namen erhalten. Dahin gehören die unter i. beigefügten, die sehr seltsam pater noster heißen; wahrscheinlich, weil sie kleinen durchlöcherten Corallen ähnlich sehen, und

füglich zu einem Rosenkranz gebraucht werden könnten.

Die Maccaroni ließen sich also ihren Namen nach nicht übel in geistliche und weltliche eintheilen; zu den geistlichen könnte man die Capellotti, die pater noster u. s. w. rechnen, zu den weltlichen die übrigen Arten, besonders die Kugelzieher und Stiefeletten.

In k. sieht man welche, die ihren Namen von Vögeln hergenommen haben, und occhie de' pernici, Rebhühneraugen heißen. Warum sie so genannt werden, weiß man gleich, wenn man sie ansieht. Sie haben sogar eine Pupille, diese Augen, nämlich ein Loch. Uebrigens ist unterwegs etwas Staub hineingekommen, und sie sind schwärzlich geworden.

In l. endlich ist eine Sorte Maccaroni beigelegt, welche ihrer Gestalt wegen Semenza, Samen heißt. Man hat größere und kleinere Semenza, wie bei wirklichen Sämereien, und der anliegende ist von der Mittelsorte. Er hat Aehnlichkeit mit den Kernen in Gurken und Melonen. Indessen darf man billig zweifeln, daß dieser Same aufgehen würde.

Dies sind die gewöhnlichsten Arten Maccaroni in Neapel, und dem Italiener das,

was dem Deutschen die Kartoffeln, die gelben Rüben, die Erbsen, der Hirse u. s. w.: sind. Sie werden für leicht verdaulich gehalten, und müssen es wohl seyn, weil man sie in so großer Menge ißt, ohne Nachtheil davon zu empfinden.

So viel mir bekannt ist, gibt es in Deutschland nur an zwei Orten Fabriken, wo man Maccaroni macht, nämlich in Wien und Dresden. Wer die dort gefertigten gesehen hat, wird sie hier vergleichen, und bestimmen können, ob sie nach neapolitanischer Art gemacht sind.

No. 65.

Einige Sorten Brot aus Neapel.

Die Theuerung, die in den letzten Jahren sich fast über ganz Europa verbreitete, hat auch in Neapel ihre verzehrende Herrschaft ausgedehnt, und die Preise der Lebensmittel mehr als dreifach erhöht. Brot ist eine Speise geworden, die der gemeine Mann nur

als Lekkerbissen genießen darf, und man wird sich selber davon überzeugen, wenn man das beigegefügte Brot mit dem Preise desselben vergleicht. Es ist im März 1803 gekauft, und zeigt den damaligen Brotpreis. Der kleine Kranz, der nach Schlesier Gewicht drei Loth wiegt, und unausgetroknet etwa $\frac{1}{2}$ Loth mehr gewogen haben mag, kostet nach unserm Gelde $3\frac{1}{2}$ Pfennig, oder einen Gran, die beiden an einander hängenden Brötchen aber, die ungefehr sechs Loth wiegen, kosten 7 Pfennige oder zwei Gran. Für dasselbe Geld kauft man aber jetzt bei uns in Schlesien, wo man schon sehr über Theurung sich beklagt, wenigstens sechzehn Loth Brot. Es ist wahr, daß das neapolitanische Brot von Weizen gebakken ist; aber man kennt dort keinen Roggen, und die Erde bringt so gut den Weizen daselbst hervor, wie bei uns den Roggen.

Man kann hier zugleich die Form des neapolitanischen Brots kennen lernen. Es ist fast alles übrige von dieser Art, nur von größerm Umfange; denn es gibt auch zwei aneinanderhängende Brötchen, die 4 Gran kosten. Bei Tisch wird es so vorgelegt, wie es hier sieht. Es ist ohne Ausnahme gesäuert,

wie bei uns das hausbakkene Brot, weil man in Neapel kein Bier und also auch keine Hefen hat. Im Ganzen und mit Länge der Zeit ist das roggene Brot schmakhafter.

No. 66.

Ein römischer Dolch, und ein römisches Messer.

Ich kaufte in Rom am Corso ein Messer, fand aber keine Spitze daran. Indem ich ein anders aussuchen wollte, bemerkte ich, daß alle vorhandene Messer keine Spitze hatten. Auf meine Frage, warum dies Statt fände, erhielt ich die Antwort, daß es verboten wäre, Messer mit Spitzen zu verkaufen, um das Verwunden und Ermorden damit zu verhüten. Ich kaufte also das beiliegende Messer ohne Spitze, wogegen es auf der andern Seite einen Pfropfenzieher hat.

Muß man nicht die Vorsicht der römischen Polizei bewundern? Kann es ein sicherers Mittel geben, das Stechen und Erstechen zu

verhindern, als den Messern ihre Spitze zu rauben? — Sachte! — Es gibt Dinge, die weit spitzer sind als ein Messer, und die man in Rom eben so gut verkauft, wie Messer. Der anliegende Dolch ist ein Zeuge davon, und bei Untersuchung desselben wird man finden, welch eines leichten Druks es nur bedarf, um damit jemanden auf einmal von allen Uebeln hienieden zu befreien.

Einen solchen Dolch oder ein solches Dolchmesser trägt man in Neapel und Rom sehr häufig, und hat eigene Taschen dazu unter dem linken Arm. Beim Zank gemeiner Leute habe ich sie sehr oft hieher eine Bewegung machen sehen, als wollten sie das Messer hervorziehen, so wie bei uns Militairpersonen die Hand an den Degen legen, und diese Bewegung ist ihnen so natürlich, daß sie dieselbe auch machen, wenn sie kein Messer bei sich haben.

Viele von der gemeinen Classe tragen diese Dolchmesser an den Schenkeln in den Beinkleidern, und die Frauenzimmer tragen sie — wie, die Frauenzimmer? — Ja, die Frauenzimmer in Rom, besonders die Trasteverinnen tragen sie im Busen unter der Schnürbrust, und nicht etwa zum Spafs; sie bedie-

nen sich ihrer, wenn sie durch Untreue oder Eifersucht zum Zorn gereizt werden. Wenn es noch eine große Nadel wäre!

So arg machen es unsere Frauenzimmer nicht; sie tragen in diesem Bezirk etwas anders, womit sie verwunden.

Das schärfste Verbot hemmt das Tragen verborgener Waffen nicht, und so wie die gemeinen Leute bei uns ein Brotmesser als etwas gewöhnliches bei sich führen, so hat man dort ein Messer zum Stechen und Vertheidigen bei sich.

No. 67.

Ein türkischer Säbel.

Ich lege etwas bei, das eigentlich nicht hier gehört, das aber doch Bezug auf meine italienische Reise hat: einen türkischen Janitscharen - Säbel. Dieser ist nächst dem Dolch mein treuer Begleiter von Rom bis nach Schlesien gewesen, und hätte leicht gebraucht werden können, wenn ich nicht in starker

Gesellschaft gereist wäre. Ich habe ihn in Rom von einem englischen Offizier zum Geschenk erhalten, und er ist bei Ismailov von ebendemselben einem Türken abgenommen worden.

Er zeigt wenigstens, wie die gemeinen Türken bewafnet sind, und man sieht, daß damit was auszurichten ist. Seine hohle sichelförmige Form muß dem Hiebe einen starken Nachdruck geben, und ein Kopf ließe sich schon damit herunter hauen. Der Griff ist ganz von Elfenbein, welches bei uns sehr kostbar seyn würde; aber dort haben sie die Elephanten näher. Die übrigen Zierathen sind gemein und bedeutungslos.

Wer durch Italien reist, dem ist es zu rathen, ein Paar geladene Pistolen, und ein gutes Seitengewehr bei sich zu führen. Dies kann dadurch schon nützlich werden, daß es Furcht erweckt, und Angriffe verhütet.

No. 68.

Eine Lampe, wie sie jetzt fast in ganz Italien gebräuchlich ist.

Von diesen Mordwerkzeugen wollen wir zu einer sehr friedlichen Sache übergehen: zu einer Lampe. Die beigefügte ist von der Art, wie man sie besonders in Florenz, Rom, und Neapel fast allgemein findet. Jede etwas wohlhabende Familie besitzt eine oder mehrere, in jedem Gasthofs sind welche, die man häufig statt der Lichte dem Gast ins Zimmer bringt. In diesem Fall zündet man gewöhnlich mehr Dochte an.

Die Form der Lampe scheint von antiken Mustern hergenommen zu seyn, ist aber zum Gebrauch äußerst bequem. Zu beschreiben ist ihre Gestalt nicht, da sie mit nichts Aehnlichkeit in der Natur hat, und sehr componirt ist. Sie läßt sich an der hohen Stange in der Mitte auf und nieder bewegen, und

kann also nach dem jedesmaligen Bedürfnis hoch oder niedrig gestellt werden. Man kann sie ferner ganz aus einander nehmen, und in sieben Theile zerlegen, wodurch sie leicht transportabel wird.

Gewöhnlich haben diese Art Lampen drei Arme oder sogenannte Tüllen; aber es gibt auch viele mit vier Armen, ja in den Eisgewölben in Neapel habe ich welche mit sechs Armen gesehen, die alle brannten. In diesem Fall können sie statt eines Kronleuchters dienen; aber der eigentliche Körper oder das Oelbehältnis der Lampe muß dann auch weit größer seyn. Dieser Körper ist im Grunde nichts anders, als ein rundes Gefäß, aus welchem nach allen Seiten zu Arme laufen.

Gewöhnlich sind diese Lampen von Messing; aber in großen Häusern findet man sie auch von Silber, und dann sind sie sehr schön.

No. 69.

Eine neapolitanische Pfeife.

Wenn ich ein Franzose oder Engländer wäre, so würde ich diesen Artikel als uninteressant nicht aufnehmen; aber da ich ein Deutscher bin, und meine Landsleute bekanntlich das Tobak - Rauchen für keine Sünde halten, so hoffe ich, dies kleine Werkzeug aus Neapel wird ihnen nicht unwichtig seyn. Es ist dies wahrlich auch auf keine Weise für eine große Anzahl Menschen, und hat beträchtlichen Einfluß auf ihre Unterhaltung, ihren Genuß, ihren Werth. — Ihren Werth? — Allerdings. Was würde mancher Deutsche seyn, wenn er nicht an irgend einem öffentlichen Ort seine Pfeife, seinen Tobak, sein Feuerzeug herausnehmen, nicht Feuer anschlagen, nicht mit großer Behaglichkeit die Pfeife unterdeß in dem Munde halten, und mit noch größerer sie nachher an-

zünden könnte? Womit sollte er seinen Mund, seine Hände, sein ganzes Ich beschäftigen, wodurch sich ein Ansehen geben?

Man nehme ihm seine Pfeife, und man nimmt ihm seine Freundin, seine Gesellschafterin, seine Trösterin in Unglück, ja seine Würde und sein ganzes Aeufseres. Es bleibt gleichsam nichts als ein ausgebrannter todter Krater übrig.

Auch beim Spiel ist die Pfeife von grosser Wichtigkeit. Sie füllt die leeren Zwischenräume beim Kegelschieben, beim Billard, beim Kartenspiel, u. s. w. aus, obwohl sie hierbei auch nicht selten unbequem und schwer zu handhaben ist. Denn die Vorsehung hat bei der Schöpfung des Menschen nicht Rücksicht auf diese Art Bedürfniss genommen, sonst hätte sie ihm drei Hände gegeben, zwei, um Karten zu spielen, und die dritte, um die Pfeife zu halten.

Bei Geschäften ist sie endlich eben so wichtig, und vielleicht am wichtigsten; denn es gibt Menschen, die nicht eher denken können, ehe sie nicht ihr Haupt mit einem Nebel von Tobaksdampf umgeben haben, und deren Verstand erst gleichsam aus einer Gewitterwolke hervorzublitzen anfängt.

Man hat die Pfeife oft mit einem Vulcan verglichen, und, wie mir däucht, sehr passend. Denn ein Ding, das Rauch, Feuer und Asche auswirft, hat unstreitig die grösste Aehnlichkeit damit. Man kann sogar den Erguss einer schwarzen Lava bemerken, die ganz zuletzt, wenn Feuer und Dampf ausgestobt hat, zum Vorschein kommt.

In Italien bemerkt man den einzigen grossen Vulcan, den Vesuv; in Deutschland ist er von dieser Art nicht zu finden. Dagegen wandeln eine Menge kleiner Vulcane herum, die täglich periodisch speien, und alles umher mit Dampf und Asche bedecken. Ich hätte viel bei meinem Aufenthalt in Italien darum gegeben, einmal den grossen Vulcan speien zu sehen, aber dies Glück ist mir nicht geworden, da er sich nicht zu einem periodischen Speien gewöhnt hat. Desto öfter wird es mir in Deutschland bei den kleinen Vulcanen, und ich bin oft den Kratern so nahe, dass es, wo nicht wegen des Feuers, doch wegen des Dampfs gefährlich werden könnte. Denn es ist kein Zweifel, dass man mit den kleinen Vulcanen nicht in einen Bezirk gerathen könnte, wo man, wie Plinius bei dem grossen, erstikte. Uebrigens ist die

Schönheit des Schauspiels, wenn ein kleiner Vulkan speiet, nicht groß.

Der Vesuv verdankt seinen ganzen Ruf dem Feuerspeien; was wäre er ohne dies? Sein Name würde eben so wenig genannt werden, als der des Somma oder des Gauro, der in seiner Nähe liegt. Da nun viele Menschen ebenfalls eine gewisse Wichtigkeit durch das Tobakrauchen erhalten, sich mindestens geben, so ist dies eine neue Aehnlichkeit mit einem Vulcan.

Aus allem bisher Gesagten ist es mehr als deutlich, von welchem Belang das Tobakrauchen für die Deutschen sey, und es ist also nicht zu verwundern, daß man die Werkzeuge dazu mit großem Fleis bearbeitet. In keinem Lande findet man vielleicht eine solche Eleganz der Pfeifen und Pfeifenköpfe, als in Deutschland. Nach schönen Pferden und Hunden kommen bei vielen gleich schöne Pfeifenköpfe und man macht sie aus Porzellan, aus der leichtesten Erde, dem schönsten Holz u. s. w. in allen möglichen Formen. Ja, sie gehören in das Gebiet der Mode, und verändern ihre Gestalt, wie die Kleider der Menschen. Jetzt sind sie gerade sehr lang und schmal, wodurch sie

mit den Pfeifenröhren selbst einige Aehnlichkeit haben.

So ist es in Neapel nicht. Hier ist dieser Zweig des menschlichen Genusses äußerst wenig cultivirt, wie man an der beiliegenden Pfeife sieht. Sie besteht aus zwei Schilf-Rohrstükchen, und aus einem schlechten thönernen Kopf, und für das Ganze habe ich die Summe von $3\frac{1}{2}$ Pfennig bezahlt. Diese Schlechtheit der Pfeifen ist nicht zu verwundern, denn im Ganzen rauchen dort nur Kutscher, Marinari's, Matrosen u. s. w. Wenn irgend einer aus der höhern Welt raucht, so bedient er sich gewöhnlich der Cigarro's, (kleiner Röhren aus Tobakblättern gemacht, die an einem Ende angezündet werden); die Deutschen aber tragen auch hier dies unentbehrliche Werkzeug in allen Formen bei sich, und aus ihren Versammlungsortern steigt Dampf in dicken Wolken gen Himmel.

Ich glaube nicht, daß diese Nachahmung der Sitte wilder Völker den Deutschen zum Ruhm gereicht, und möchte gern dem Tobakrauchen noch allerhand bösen Leumund machen, aber ich fürchte mich vor den vielen, mit denen ich es hier zu thun bekomme; denn hier heist es nicht: *nos plures sumus*, sondern

sondern vielmehr: nos omnes sumus, und eine kleine Anzahl von ihnen könnte leicht den Vesuv machen, jemanden, der ihnen die Pfeife rauben wollte, aus Rachsucht, gleich einem Bienenstok, zu Tode zu schmauchen.

Um mich aber gegen die zahllose Schaar der Tobakraucher etwas in Sicherheit zu setzen, will ich ihnen die Waffen gegen mich selber in die Hand geben, und ihnen gestehen, daß ich auf zwei Universitäten mit aller Anstrengung Tobakrauchen zu lernen versucht habe, ohne es dahin bringen zu können, daß ich zu ihnen, wie zu einer Höhe hinaufsehe, die ich nicht erreichen kann, und daß also der Neid an dem Gesagten den größten Antheil hat. Ich bitte, die Sache so zu erklären, und mich übrigens in Frieden ziehen zu lassen. Denn ich möchte es um vieles nicht mit den Tobakrauchern verderben, unter denen ich so manche feine und verdienstvolle Männer kenne, und alles obige ist nur gegen die gesagt, die kein eignes Verdienst haben, und, in Ermanglung dessen, es von der Pfeife hernehmen. Uebrigens kann es den Tobakrauchern nicht sehr ans Herz greifen, wenn man auf ihre Kosten etwas lacht, da ihre Anzahl tausendmal tausend ist, und auf jeden

einzelnen nur ein kleiner Theil der Verspottung kommt.

Die Sache indessen ist zu ernsthaft, um sie ganz von einer scherzhaften Seite zu betrachten. Das Tobakrauchen hat so vielen Einfluß auf die Gesundheit, besonders heranwachsender Personen, daß es Erwägung verdient. Es vertrocknet bei vielen den Verdauungssaft, es raubt ihnen andere zum Wachsen nöthige Säfte, und betäubt den Kopf durch narkotische Kraft. Die ganze Maschine leidet, und viele werden mager dadurch. Es wäre also eine sehr heilsame Unternehmung, dem übertriebenen Tobakrauchen entgegen zu arbeiten, zumal da die Sache auch öconomisch wichtig ist, und da, wo jetzt Tobaksblätter wachsen, weit vortheilhafter für die Menschheit Weizen und Roggen wachsen könnte.

Die Erwachsenen werden sich ihre Pfeife, die sie mit Hand und Mund fest halten, nicht nehmen lassen, aber man muß hier bei Kindern, wie bei allen Verbesserungen des Menschen, anfangen, und ihnen von Jugend auf einen Abscheu gegen das Tobakrauchen einflößen. Die Sache scheint leicht zu seyn, denn der Tobak hat an sich etwas

höchst widerstehendes, und nur der Gedanke, sich eine gewisse Wichtigkeit zu geben, der die meisten zu dieser Gewohnheit hinreißt, kann den Ekel überwinden. Dieser muß erweckt werden, und ich verspreche feierlich, bei meinen Söhnen, die übrigens noch nicht da sind, anzufangen, und ihnen von Jugend auf einzuprägen, daß es weit edlere Dinge gibt, sich ein Ansehen zu verschaffen, als das Tobakrauchen, daß es im Gegentheil etwas sehr Unedles ist, Zimmer, Kleider, und Wäsche einzuräuchern, so wie eine Menge Dampf, Speichel, und Asche um sich zu haben.

Und nun noch ein Paar Worte von der anliegenden Pfeife. Daß sie schlecht und gemein ist, möchte hingehen, denn das Tobakrauchen gehört nicht zu den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens; aber sie gibt zugleich einen kleinen Maßstab, wie schlecht man in Neapel arbeitet, und wie weit man in den gemeinsten Dingen zurück ist. Denn leider findet man viele Sachen, die zu den wirklichen Bequemlichkeiten, und Bedürfnissen des Lebens gehören, eben so schlecht ausgeführt. Die hohen moralischen Kräfte des Menschen sterben hier allmählig hin, und die niedrigen

mechanischen nicht minder. Die Natur thut alles, die Menschen nichts.

Das Rohr zu der Pfeife ist von dem schönen neapolitanischen, das man weit und breit verschickt, und zu Instrumenten gebraucht.

No. 70.

Etwas aus Rom, das sich nicht gut nennen läßt.

Die beigelegten Papiere enthalten etwas, das viele von meinen Lesern, und ich will hoffen, noch mehr von meinen Leserinnen, nicht kennen werden. Die Sachen sind in Rom gekauft, und gehören mit zur Praxis von Rom und Neapel. Doch möchte ich hier diese Städte nicht vorzugsweise nennen, denn auch Berlin und Wien, und Paris, und London bleiben in so etwas nicht zurück, und dürfen, ohne daß man ihnen Unrecht thut, hier genannt werden. Ja, es mag manche kleine Stadt geben, die hierin mit den größten wetteifert.

Den Italienern schreibt man gewisse Vollkommenheiten, wenn man es so nennen darf, zu, die sie vor andern Nationen besitzen sollen, die beigefügten Sachen könnten einen Mafsstab geben. — Aber nein! Es ist unmöglich, sich hier weiter einzulassen, und voll Schrekken, dafs ich mich schon so weit eingelassen habe, mache ich eilend ein grofses Punctum finale.

No. 71.

Einige Pasten aus Rom.

Zu Rom ahmt man in einer schönen Composition, welche aus Venedig kommt, die besten Werke des Alterthums so wie der neuern Zeit im Kleinen nach, und zwar so vortreflich, dafs man einen Begriff dadurch von dem Hohen der Kunst erhalten kann. Nicht nur Gemmen und Cameen, die man in der natürlichen Gröfse nachbildet, auch die Miniaturen von den lebensgrofsen und colossalen Bildsäulen werden dargestellt, und äufserst

reizend für das Auge. Es kann hier die Schönheiten des Bildes mit einem Blick umfassen, und findet sie gleichsam concentrirt.

Unter *a.* sieht man den borghesischen Fechter, eine von den besten Statuen, welche die Franzosen in Rom liefsen, und die man noch in der Villa Borghese sieht. Als sie in Rom einrückten, schickte ihnen der Principe Borghese einen Wagen voll Silberzeug, 12000 Scudi an Werth, entgegen, hielt es überhaupt mit ihnen, und rettete auf diese Art seine bezaubernde Villa. Der borghesische Fechter ist die beste Statue darin, und man wird auch in dieser kleinen Nachbildung ihre Vortreflichkeit erkennen. So ist er, so steht er da, so sind die Umrisse seines Körpers, und seine Bewegung.

Die Pasten gewinnen dann sehr, wenn man sie gegen das Licht betrachtet.

In *b.* ist die Geburt Jupiters vorgestellt. Zwei Corybanten stehen da, und machen Geräusch mit ihren Cymbalen, um das Geschrei des neugeborenen Jupiters zu verbergen. Dieser sitzt unter der Ziege Amalthea, und scheint saugen zu wollen. An der Seite aber sitzt seine Mutter Cybele oder Rhea mit der Mauerkrone, und blickt horchend auf das Ge-

räusch. Die Figuren sind treflich, doch nicht von der hohen Schönheit, als der borghesische Fechter.

In *c.* sieht man den sterbenden Fechter wovon das Original sich jetzt in Paris befindet, in *d.* den vaticanischen Apoll, der ebendahin gebracht ist, und in *e.* den Kopf des farnesischen Hercules. Dieser letzte steht jetzt zu Neapel in dem grossen Gebäude alle studie, welches zu einer allgemeinen Kunstschule bestimmt, aber noch nicht fertig ist, wie viele dort angefangene Gebäude. Der Kopf hat einen tiefen Ernst, und eine grosse Kraft, die man selbst im Nacken noch wahrnimmt.

Unter *f.* ist eine grosse Paste von einem Onix beigefügt, der in der Osterwoche 1803 zu Rom im Corso um 1000 Louisd'or zu verkaufen war, und man sieht darin die römischen Kriegszeichen: Adler und Cohortenbilder, hervorrage. Auf den kleinen Raum sind neun ganze Figuren zusammengedrängt und einige halbe mit einem Pferde. Der Held steht beinahe in der Mitte, und reicht einem Togato die Hand. Unten ist eine kleine Biga mit der Siegesgöttin.

Die Figuren sind sehr schön, und das Ganze dem Original so ähnlich, dafs ein

Nichtkenner in Gefahr gerathen könnte, es damit zu verwechseln. Am besten nimmt sich die Darstellung aus, wenn man sich mit dem Gesicht gegen das Fenster stellt, und die Paste horizontal hält.

In g. ist eine Figur, welche Bezug auf die jüdische Geschichte hat, und in Italien unter dem Namen *Judaea capta* bekannt ist. Als Titus Jerusalem erobert hatte, feierte man diesen Sieg auf mannichfache Art, auf Münzen und in Marmor. Noch jetzt ist eine sitzende Marmorfigur in Rom, welche das Haupt auf die rechte Hand stützt, und tief zu trauern scheint. Diese Statue ist hier in einer Paste nachgebildet. Sie hat Schild und Waffen neben sich, aber man sieht wohl, daß sie nicht mehr Gebrauch davon machen darf.

Unter h. ist eine sitzende weibliche Gestalt mit Blumen in der rechten Hand, und einem Hahn vor sich. Wer es versteht mag entscheiden, ob es eine Göttin, oder ein sterbliches Wesen sei.

In i. ist eine Tänzerin abgebildet, welche zugleich die Leyer spielt. Sie ist in Gestalt und Grazie nicht vorzüglich.

Unter k. sieht man eine schwärmende Bacchantin, welche auf ein rundes Fußgestell kniet, sich weit zurückbeugt, und in einem entzückenden Augenblick zu seyn scheint. Sie hält einen kleinen Pfeifer in der Hand, der auf zwei Pfeifen bläst, und hat vor sich die Herme eines Pans. Hinter ihr sitzt ein Bacchans mit dem Thyrsusstabe, und trinkt. Was kann ein Bacchans bessers thun? Die entzückte Schöne befindet sich übrigens hier in lustiger Gesellschaft, und es ist kein Wunder, daß sie so außer sich gerieth.

Montfaucon hat diese Scene in Kupfer stechen lassen (pag: 74 Uebersetzung von Schatz.)

Unter l. ist ein sehr schöner Kopf beigefügt, der etwas von dem Höchsten der Kunst an sich trägt. Einfachheit, und Ruhe, und Seelenadel redet daraus. Es scheint ein junger Held zu seyn, aber der Name hinter dem Kopf ist nicht auszudeuten, wenn er nicht etwa auf den Künstler Bezug hat, und rückwärts gelesen Πικλεις heißt. Der Name des im Steinschneiden unerreichten und unerreichbaren Pichlers ist zu bekannt, um ihn hier lobzupreisen.

In *m.* ist eine Gruppe, die das Gegenstück von der schwärmenden Bacchantin seyn könnte. Es ist Achilles, der um seine Briseis trauert, und vor welchem Patroklos steht, um ihn zu trösten. Die Rache ist sehr gut gedacht. Patroklos ist kein leidiger Tröster, er trauert mit dem jungen Helden, und beide sind in Schwermuth versunken. Nur dann ist Theilnahme vorhanden, nur dann kann der Trost wirken. Im Hintergrunde sieht man zwei Figuren, wovon die eine eine phrygische Mütze trägt. An dem Fußgestell, worauf Achilles sitzt, stehen zwei Worte, wovon das unterste Amor heißt. Wer das oberste lesen kann, der wird sich verdient um die Erklärung dieser Vorstellung machen.

Unter *n.* sieht man drei Figuren, von denen mir der Antiquitätenhändler in Rom sagte, daß sie die drei Erfinder der schönen Künste darstellten: der Malerei, Bildhauerkunst, und Musik. Aber dies kann man nicht wohl glauben. Die mittelste Figur ist offenbar weiblich; und wer hat denn gesagt, daß von den genannten drei schönen Künsten zwei männlich und eine weiblich ist? Auch wird die weibliche von den beiden männlichen geführt, welches ebenfalls nicht paßt. Mag

es seyn! Genug die Figuren sind sehr schön und edel, man kann sein Auge daran üben, man kann die ruhige Hoheit des Antiken darin entdekken, und damit wollen wir uns vor der Hand begnügen.

Unter o. liegt der Kopf Raphaels, und zwar nach Pichler, wie man aus den beinahe verlöschten Buchstaben darunter sieht. So also war die Bildung dieses großen Mannes; denn in Rom muß man ihn treu haben, und ein Pichler muß ihn treu liefern.

In p. ist ein kleiner geschnittener Stein hinzugefügt, worauf man einen Amor mit einem Schilde sieht. Er soll antik seyn, und ist dafür gekauft; aber ich glaube es nicht, und halte die Sache übrigens für gleichgültig. Denn er sei neu oder alt, keins von beiden kann ihm Werth geben, genug er ist elend.

Die beiden anliegenden kleinen Stücken
Mosaik, die in Rom verfertigt sind, können
einen Begriff von dieser Arbeit geben. Auch

No. 72.

Neues römisches Mosaik.

Das Mosaik, oder die Arbeit, aus kleinen Stükchen von Stein, Marmor, Glas, Schmelz, Elfenbein u. s. w. Gemälde oder Zierathen zusammenzusetzen, wird besonders jetzt noch in Rom geübt. Dort ist hinter der Peterskirche eine ganze Fabrik mit vielen Arbeitern, welche sich blos mit dieser Kunst beschäftigen. Bekanntlich sind in dieser berühmten Kirche die meisten Gemälde aus Mosaik, und gewähren deshalb einen äußerst lebhaften Anblick. Man muß sehr in der Nähe seyn, um wahrzunehmen, daß sie Mosaik sind, und in einiger Entfernung hält man sie für Gemälde, die eben aus dem Pinsel des Künstlers flossen.

Die beiden anliegenden kleinen Stükchen Mosaik, die in Rom gefertigt sind, können einen Begriff von dieser Arbeit geben. Auch

sie wird man nur ganz in der Nähe für Mosaik halten. Auf dem einen sitzt ein Vogel auf einem Zweige, und um den Rand ist ein feines Zierath angebracht. Auf dem andern sieht man in der Mitte eine brütende Taube, im untern Felde eine Blume, und im obern einen Schmetterling. Dies letzte ist, was das mechanische betrifft, weit besser gearbeitet, als das erste, und unterscheidet sich davon, wie etwa englische Arbeit von der gewöhnlichen. Man wird sich davon in der Nähe leicht überzeugen.

Diese Arbeit ist sehr theuer, und ein einziges Gemälde in der Peterskirche von der größern Art kostet 30000 Thlr., ein Porträt aber könnte gegen 1000 Thlr. kommen. Die Steinchen sind indess nicht überall so klein, wie in den beigefügten Stükchen, sondern vergrößern sich nach Verhältniß des Gemäldes und der Figuren.

Man muß diese Arbeit ganz von der Florentinischen unterscheiden. Diese letzte besteht nicht aus kleinen formlosen Stükchen, die man zu Formen zusammensetzt, sondern aus geformten Figuren, die man in einander einpaßt. Z. B. man will einen Baum verfertigen, so macht man die Blätter und Früchte

vorher schon, und setzt sie dann in den offen gelassenen Raum ein. Die florentinische ist daher mehr eine eingelegte Arbeit.

No. 73.

Ein Stein von mehreren Farben, wie man sie noch jetzt zu schneiden pflegt.

Die Kunst, Steine zu schneiden, ist nach meiner Meinung im Alterthum und in der neuern Zeit auf einen kleinen Abweg gerathen. Man hat Steine von verschiedenen Farben genommen, und diese so künstlich zu nutzen gesucht, daß die natürlichen Farben des zu bildenden Gegenstandes dadurch ausgedrückt wurden. Z. B. es fand sich in einem Stein, aus dem man einen Kopf schneiden wollte, an einem bequemen Ort ein schwarzer oder brauner Flek, so nützte man diesen, das Haar darzustellen; war in der Gegend der Brust etwa eine Metallfarbe, so bediente man sich ihrer, den Harnisch zu bilden u. s. w.

Ich glaube, daß ein wirklich gereinigter Geschmack nie Gefallen an so etwas finden kann. Man will einen geschnittenen Stein sehen, und verlangt nicht, daß dieser Stein z. B. die Farben der Menschen oder ihres Gewandes an sich tragen solle. Man verlangt nichts als schöne Formen, denn man hat nur einen Stein vor sich. Will man die Farben desselben nützen, so wird die Kunst des Bildners beschränkt, und die Sache erhält den Geist der Kleinlichkeit.

Man denke sich einen Stein, der an irgend einem Ort einen rothen Flek hätte; ein Künstler aber: der einen Kopf schneiden wollte, nützte diesen Flek dazu, dem Gesicht eine rothe Backe zu geben — man denke sich dies, und man wird fühlen, daß die Sache viel Abgeschmaktes hat.

Der beigefügte Stein kann ungefähr einen Begriff geben, wie man die zuschneidenden Steine nach ihren Farben bearbeitet. Sollte aus ihm ein Kopf geschnitten werden, so würde man das weißlichte darin zum Gesicht lassen, das Falbe hinter demselben zum Haar oder Helm umschaffen, und das Hellweiße zu einer Feder darauf.

So spart ein geschmakloser Silhouetteur etwas weißes Papier in dem Haar aus, um es als gepudert erscheinen zu lassen, so befestigt man über dem Haupt der schönemahlten Madonna eine silberne Krone, so schreibt ein Reimer ein Gedicht, und gibt ihm die Gestalt eines Eies.

Da das Geschmaklose bei dem Schneiden der farbigen Steine so in die Augen fällt, so hat man billig Ursach zu glauben, daß nicht freier Wille, sondern vielmehr Nothwendigkeit auf dies künstliche Aussparen der Flekke — leitete, daß es viele schöne Steine mit Flekken gab, die man nicht hätte gebrauchen können, wenn man sie nicht auf die oben beschriebene Art bearbeitete. Hier hat man wirklich aus der Noth eine Tugend gemacht.

Kupferstiche aus Rom und Neapel.

Die Fremden bringen gewöhnlich einen Schatz von Kupferstichen aus Italien mit, und sie handelten thöricht, thäten sie es nicht. Von allen Kunstsachen sind diese dem Gewicht nach am leichtesten, am besten fortzubringen

bringen und überdies in Rom sehr wohlfeil. Die Sachen von großen Mahlern erhält man hier, selbst wenn sie von großen Meistern in Kupfer gestochen sind, um sehr billige Preise. Zu Neapel ist dies schon ganz verändert, und die Preise sind beinahe dreifach, besonders bei dem, was aus der Königlichen Chalkographie kommt. Die päpstliche Chalkographie ist bei weitem billiger. Warum? — Rom ist eine große Mutter der Kunst, die unzählige Kinder hat; sie kann leicht welche von diesen abgeben.

No. 74.

Neapel mit seinem Golf, mit den Inseln und seinen umliegenden Landgegenden. Eine topographische Karte von Rizzi - Zannoni.

Es ist keine Karte von Neapel vorhanden, durch welche man von der Lage dieser Stadt einen so deutlichen Begriff erhalten kann, als durch die beigelegte. Sie ist auf Befehl des

Königs, und mit einer Genauigkeit verfertigt, daß man wenige ihres Gleichen finden möchte. Der Zeichner von Planen und Gegenden im Detail, kann hier studiren, und lernen. Nicht die Natur allein mit allen Höhen, Tiefen, Ebenen, Gewässern u. s. w. ist hier angegeben, auch jeder merkwürdige Ort aus dem Alterthum, jedes Ueberbleibsel aus demselben ist an der Stelle, wo es sich befindet, bezeichnet. Man hat hier das Miniaturbild von Neapel mit seinen Umgebungen vor sich, man sieht hier alles, was man von dem Thurm auf dem Molo, von St. Elmo, von der Insel Ischia, von dem Vesuv u. s. w. sehen kann, und je mehr man diese Karte studirt, um so mehr wird man finden, daß sie das richtige Miniaturbild von dieser merkwürdigen Gegend sei.

Sie hat eine geschmackvolle Titelvignette mit der Inschrift: *Carta del Littorale di Napoli e de' luoghi antichi più rimarchevoli di quei Contorni. Delineata per ordine del Re da Giov. Ant. Rizzi - Zannoni, Geografo di S. M. MDCCXCIIII.*

An der Seite der Tafel, worauf die Inschrift steht, sitzt die Zeit mit ihren Attribu-

ten, und hält in der einen Hand ein hetrurisches Gefäß, das ein großes Lacrymatorium zu seyn scheint; mit der andern zeigt sie darauf hin, indem sie der Geschichte, die an eine Säule gelehnt vor ihr steht, etwas dictirt, wahrscheinlich von den Gebräuchen der Alten.

Vor der Tafel stehen und liegen mehrere hetrurische Gefäße mit andern Bruchstücken des Alterthums, und an der rechten Seite derselben sieht man die aufgegrabene Stadt Pompeji, gerade so, wie sie jetzt mit den niedrigen Häusern und den fehlenden Dächern erscheint. Man kann hier einen ziemlich deutlichen Begriff von diesem merkwürdigen Ort bekommen. Vorne ist das sogenannte Soldatenquartier mit den Säulen, das in der Wirklichkeit sehr tief liegt, und hinter demselben sieht man die zwei Straßen von der Stadt selbst. Die Erhebungen an den Seiten mit den Bäumen, und die Weinranken dazwischen, können einen Begriff geben, wie der Ort aussieht, ehe die Stadt aufgegraben wird.

Ich komme zu der Karte selbst. An der größten Vertiefung des Golfs liegt die Stadt Neapel, und zwar so deutlich mit ihren Straßen, daß man sie als einen kleinen Plan be-

trachten kann. Man bemerkt sehr genau St. Elmo, das Karthäuser-Kloster, den Molo, den Hafen, das Castel del Uovo u. s. w. Folgt man der Vorstadt Khiaja recht am Meer hinauf, so kommt man zum Pausilipp, und bemerkt deutlich den Weg, der durch den Berg führt, oder die sogenannte pausilippische Grotte. An der andern Seite derselben liegt der kleine Ort Fuori Grotta, und von diesem an geht eine trefliche Landstrasse gerade auf das Meer zu. Am Ende desselben ist links eine Wiese am Meer, die man deutlich bemerken wird, und hier halten die Engländer, die sich in Neapel aufhalten, zu Zeiten ein Pferderennen.

Von jetzt an läuft der Weg dicht am Meere fort bis nach Puzzuoli und man hat während desselben links eine schöne Aussicht auf die kleine Insel Nisita, auf Procida, Ischia, das Cap Misene, und die Insel Capri. Manche ziehen diesen Golf, wovon die Spitze des Pausilipp und das Cap Misene die äussersten Enden sind, dem weit größern Golf von Neapel vor, und es ist wirklich nicht ganz leicht, sich für den letzten zu entscheiden.

Ehe man nach Puzzuolo kommt, sieht man rechts die Solfatara, und zwischen ihr und dem Lago d'Agnano liegen die campi phlegraei, die auf der Karte nicht genannt sind. Puzzuolo ist ein elender, und, wenn man den Karakter seiner Bewohner in Anschlag bringt, auch ein nichtswürdiger Ort; aber er besitzt den Tempel des Serapis, und hat viele merkwürdige Oerter in seiner Nähe, die man leicht entdekken wird, wenn man dem Wege am Meer folgt, und sich sodann um den Golf herum nach Cap Misene wendet. Hier wird man nach einander den Monte nuovo, den Lucriner- und Avernener See, an welchem die Höhle der Sybille von Cuma liegt, die Bagni di Nerone, Baja, viele Tempel von Göttern, das Grabmahl der Agrippina, die Piscina mirabile, die cento camerelle, oder die unterirdischen Gefängnisse des Nero, das mare morto, die Campi elisei und viele andere aus dem Alterthum bekannte Oerter, entdekken.

Hinter dem Cap Misene liegen die Inseln Procida und Ischia, wovon die letzte sehr hohe Berge, und Aussichten hat, so schön, wie man sie nur selten in der Welt findet *).

*) Helios der Titan II. p. 102 und 108.

Man überschaut von hier den ganzen Reichtum der Küste von Gaeta an bis zur Spitze des Caps Minervä, von welchem allen man sonst immer nur einen Theil sieht. Auf der Insel selbst scheint der Lavastrom, der im Jahr 1301. hervorbrach, und den man auf der Karte deutlich bemerkt, das Merkwürdigste zu seyn. Er entspringt an dem Berge St. Nicole, und geht bis ins Meer *). Selbst die Laven am Vesuv haben kein so fürchterliches Ansehen, und auch das Auge, das mit solchen Gegenständen unbekannt ist, muß ihn von weitem schon als etwas außerordentliches erkennen.

Wir wenden uns zu der andern Seite von Neapel, und betreten eine Gegend, die mit der ebenbeschriebenen in einem Wettstreit liegt, und es ihr in manchen anziehenden Merkwürdigkeiten zuvorthut. Das erste, das sich darbietet, wenn man die ungeheure Magdalenen - Brücke zurückgelegt hat, ist die Strafe nach Portici. Das Ufer des Meers ist hier mit Häusern bedeckt, und die Landstrasse führt durch eine lange Reihe von ihnen bis nach Portici. Am Ende dieses reizend gelegenen Orts ist das unterirdische Hercu-

*) Ebendas. pag. 100.

lanum bemerkt, aus welchem man so viel Schätze des Alterthums für das Königl. Museum zu Portici ausgegraben hat. Dicht an dasselbe gränzt das Dorf Resina.

Von hier führt der Weg weiter nach Torre del Greco, einem Ort, den der Vesuv schon mehreremal und zuletzt vor neun Jahren berühmt gemacht hat. Auch sieht man, daß er an einer gefährlichen Stelle liegt, und daß zwischen ihm und dem Krater des Vesuvs der nächste Weg zum Meer ist.

Dieser merkwürdige 4000 Fuß hohe Berg ist auf der Karte besonders ausgezeichnet, und scheint sich wirklich aus der Fläche zu erheben. Er gewährt, von Neapel aus betrachtet, einen erhabenen Anblick, selbst jetzt, wo er ruhig daliegt, und weder Flammen noch Rauch ausstößt. Nichts ist umher, was ihn samt seinem Gefährten, dem Somma, demüthigen könnte. Beide Berge liegen dicht an der weiten Fläche des Golfs, und erheben sich, wie ein Paar Riesen, aus einem ringsum ebenen Lande. Schon ihr Anblick auf der Karte muß lehren, daß sie einst nicht da waren, und daß die Erde hier durch eine schreckliche unterirdische Revolution eine Beule bekam. Woher wären sie mitten in einer

fruchtbaren Ebene, mitten in der weichen Garten - Natur, mit ihren Felsen, mit ihren seltamen Mineralien, entstanden?

Bei dem Castel del Uovo in Neapel erscheinen diese beiden Riesen besonders majestätisch, und ich bin nie hier am Ufer des Meers gegangen, ohne mich zu verweilen, und die Pracht des Vesuvs und des Somma anzustaunen. Man ist hier in der rechten Entfernung, nämlich ungefähr $1\frac{1}{2}$ Deutsche Meile von ihnen. Bei Portici und la Torre sind sie bei weiten nicht so schön, und erhaben, weil man sie schon in der Verkürzung sieht. Es geht ihnen, wie den großen Herren und den Schriftstellern, die nicht selten in der Nähe äußerst verlieren. Der Purpur und die Krone, so wie das größte Genie tragen selten den Schlafrok.

Ehmals muß der Anblick des Vesuvs noch weit erhabner gewesen seyn, als er noch mit dem Somma einen Berg ausmachte, und weit höher war. Man fühlt dies besonders lebhaft, wenn die Spitzen beider Berge mit Wolken bedeckt sind, wenn man ihren Fuß nur so weit sieht, als er noch zusammenhängt, und sich denkt, wie prachtvoll sich

eine so ungeheure Grundlage in einen Gipfel erheben müßte.

Es wäre gut, wenn der Vesuv oft und genau beschrieben würde, denn er verändert seine Gestalt, wie die Menschen, er ist Krankheiten unterworfen wie sie, er wird gleichsam von Blattern zerrissen, und wer weiß, ob er in 10 Jahren noch so aussieht wie jetzt.

Rings um ihn her bemerkt man Ströme von Lava, und rings umher auch bewohnte Oerter nebst einzelnen unzähligen Häusern. Warum auch das nicht? Die Feuersbrünste sind unsern Deutschen Städten weit furchtbarer, als der Vesuv den italienischen, die an seinem Fuß liegen. Es ist wahr, er setzt sie zuweilen in Schrecken, und bedeckt sie auch wohl mit Asche, aber man hat kein Beispiel, daß er sie entzündete. Posen, und Ruppin, und Gera, und hundert andere abgebrannte Städte hätten Jahrhunderte ruhig am Vesuv liegen können. Die hölzerne Bauart ist für ganz Deutschland ein weit ärgerer Vulcan als der Vesuv mit allen seinen Ausbrüchen für die Oerter, die seinen Fuß und seinen Abhang bedecken.

Was die Lava betrifft, so verliert sie deshalb viel von ihrer Schreklichkeit, weil

sie langsam fließt, und sich jeder leicht vor ihr retten kann. Es ist kein Strom, der fortschießt, sondern der sich langsam, wie ein Heereszug, fortwälzt. Als bei der letzten Eruption die Lava zum Vorschein kam, war man lange Zeit in Neapel ungewiß, wohin sie ihren Weg nehmen würde, obwohl man sie gegen das Meer zufließen sah. Sie brauchte viele Stunden, ehe sie nach la Torre kam, und zerstörte, obwohl sie mitten durch die Stadt ihren Weg nahm, doch nur den Theil davon, über welchen sie hinfloß.

Durch diesen Lavastrom war die Landstrasse mitten durch abgeschnitten, und plötzlich hörte alle Communication zwischen dießseits und jenseits auf. Jeder Transport mußte zu Wasser geschehen, denn der Strom entsprang an dem Abhang des unwirthbaren pfadlosen Vesuvs und endigte im Meer. Um dieser Unbequemlichkeit sobald wie möglich abzuhelfen brachte man eine ungeheure Menge Wasser herbei, und begoß oder bespritzte die Stelle unaufhörlich, wo die Landstrasse gewesen war, um sie schneller abzukühlen. Da der Strom nur einige hundert Schritte breit ist, und die Landstrasse sich nur schmal dadurch hinzuschlingen braucht, so war man

in einigen Wochen durch unermüdetes Arbeiten damit fertig, und hatte die Communication wieder hergestellt; jedoch mußte man über noch ganz heiße Stellen gehen und fahren.

Es möchten manche die Frage aufwerfen, ob nicht etwa ein solcher Lavastrom sich nach Neapel verirren, und dort etwas respectablere Verwüstungen anrichten könnte? Ich glaube, daß dies nicht gut möglich ist. Die Entfernung beträgt zwar kaum $1\frac{1}{2}$ Deutsche Meile, und es ist auch eine große Ebene zwischen dem Berge und der Stadt; aber diese Ebene ist mindestens nicht wasserrecht; sie geht zu Zeiten bergan, und dies würde so gleich dem Lavastrom eine andere Richtung geben. Das Meer ist ein zu großer Ableiter, liegt überdies zum Theil zwischen Neapel und dem Vesuv, und da von dem Berge an fast ein fortdauernder Abhang sich zum Meer herunterneigt, so ist es natürlich, daß hieher alle diesseitigen Lavaströme fließen.

Ich bin umständlich bei dem Vesuv gewesen, weil man auf dieser Karte seine Lage und seine Verhältnisse mit den umliegenden Oertern besonders deutlich bemerken kann.

Folgt man der Landstrasse von Torre del Greco weiter nach Südost zu, so hat man

links ein Kloster der Camaldolenser, das auf einem kleinen Berge von etwa 400 Fufs Höhe liegt, und mit den treflichsten Prospecten umgeben ist. Dieser kleine Berg sieht, von Neapel betrachtet, wie eine Warze des grossen Vesuvs aus. Der Vergleich ist etwas niedrig, aber äufserst passend, wie jeder sich gleich in Neapel überzeugen kann. Uebrigens mufs man dies Kloster nicht mit jenem berühmtern vom Orden der Camaldolenser verwechseln, das hinter St. Elmo in einer Höhe von mehr als 2000 Fufs liegt, und eine der schönsten Aussichten in der Welt hat. Die Landstrafse führt nun weiter nach Torre dell' Annunziata, und nahe bei diesem Ort liegt das berühmte Pompeji, diese wieder aufstehende Stadt, die auf der Karte Scavi di Pompeji bezeichnet ist. Man sieht wie weit sie von Herculanium, mit dem man sie so oft verwechselt, entfernt liegt. Hier ist der letzte Punct, bis zu welchem ich in Süd - Italien gedrungen bin, und hier ist auch das Ende der diefsseitigen vorzüglichen Merkwürdigkeiten, wenn man nicht bis Pästum vordringen will.

Die Richtung des Meerufers läuft nun noch ungefähr eine Deutsche Meile weit gegen Südost, und sodann beginnt das Gebürge,

welches das Cap Minervä ausmacht, und sich nach Süd - West tief ins Meer erstreckt. Am Fuß desselben liegt Castel a Mare, und sodann nach einander die Städte Vico, Sorrento und Massa. In einer geringen Entfernung von der Spitze des Vorgebürges liegt die Insel Capri, und scheint ein abgerissenes Stück davon zu seyn, wie Sicilien von Italien. Durch einen optischen Betrug scheint Capri von Neapel aus beinahe so weit vom Cap Minervä entfernt zu seyn, wie vom Paulipp, obwohl der letzte über viermal so weit davon entlegen ist. An der andern Seite des Gebürges ist ein Theil von dem salernitanischen Meerbusen, in dessen Nähe das berühmte Pästum liegt.

Ich würde noch viel von dieser merkwürdigen Karte schreiben können, denn ich bin nur dem Meeresufer gefolgt, wenn nicht der Raum, und das Verhältniß zu den übrigen Beschreibungen, Einschränkung geböte *).

*) Ich bin entschlossen, diese Karte in Deutschland herauszugeben, wenn ich einen geschikten Kupferstecher, der unter meiner Aufsicht arbeitet, zu finden vermag. Sie kostet in Neapel drei Silberducaten oder ungefähr 4 Thlr. ich werde

No. 75.

Ein Plan von der Stadt Neapel.

Schwerlich wird eine Stadt in der Welt sich eines so genauen Grundrisses rühmen können, als Neapel. Er enthält nicht nur jede kleine Strafe, sondern auch jedes einzeln stehende Haus, jeden kleinen Garten, jeden Springbrunnen, jede Statue. Dies würde bei einem Paris und London nicht so schwer zu erreichen seyn, als bei einem Neapel; denn diese letzte Stadt ist ein solches Labyrinth von hohen und niedrigen Strafen, von Winkeln, von Abschweifungen, von allmähligem Verlieren der Wohnungen an den Bergen, von ruinenvollen einsamen Gegenden u. s. w., daß es ein halbes Wunder ist, dies alles treu darzustellen.

suchen, sie beinahe um die Hälfte zu liefern, und das nöthige darüber zu seiner Zeit bekannt machen.

Die Karte ist ebenfalls von Rizzi - Zannoni, und in der Königlichen Chalkographie unter dem Titel herausgekommen: *Pianta della Città di Napoli come esiste nel presente anno MDCCXC.* „Plan von der Stadt Neapel, wie sie im Jahr 1790 vorhanden ist.“

Auf der Titelvignette sieht man unter andern Attributen der Stadt auch den Flusgott Sibetus und das Sinnbild Neapels, ein ungezügelter Pferd, welches dem unglücklichen Konradin von Schwaben das Leben kostete, weil sein Vater es hatte zügeln lassen, und die Neapolitaner diese Schmach nicht vergessen konnten.

Der beigegefügte Plan ist zwar durch Zahlen, Buchstaben und Namen hinlänglich erläutert; aber um der leichtern Uebersicht willen erlaube ich mir einen kleinen Spaziergang mit dem Leser durch diese ungeheure Stadt zu machen, wobei er jedoch am Körper nicht ermüdet werden wird, und ich wünsche auch nicht am Geist. Ich bin anderthalb Jahr in Neapel gewesen, habe stets zu beobachten gesucht, und vermag wenigstens einen treuen Wegweiser abzugeben.

Wir fangen bei der Höhle durch den Pausilipp als dem westlichen großen Thor von Neapel an. Neapel hat nur dies einzige Thor, aber es ist auch um so ungeheurer, wie man schon auf der Karte sieht. Die ganze punctirte Straße, welche durch die Worte: *Andamento della Grotta di Puzzuoli* der Länge nach bezeichnet ist, führt durch den Berg, und ist an 900 Schritt lang. Wo ist ein ähnliches Thor in der Welt?

Oben läuft ein andrer Weg auf dem Rücken des Berges darüber hin, so wie man bei Festungen auf dem Wall über das Thor wegzugehen pflegt. Der Pausilipp ist von dieser Seite der Wall vor Neapel, und verhältnißmäßig groß mit dem Thor.

Wenn man durch diese merkwürdige Höhle nach Neapel geht, so hat man beim Hervorkommen aus derselben rechts das Grabmahl des Virgil. Man wendet sich dann links zwischen Felsen um eine Ecke, und tritt in die lange Vorstadt Khiaja. Hier ist der Ort, wo der vornehme Theil der neapolitanischen Welt einen großen Theil seiner Genüsse sucht, hier fahren gegen Abend, so oft das Wetter es erlaubt, in dichtgeschlossenen Reihen viele hundert Wagen auf und
nieder,

nieder, wie im Corso zu Rom. Die eine Seite ist zum hinaufwärts-, die andere zum hinunterwärts-Fahren bestimmt, und da man viel in offenen Wagen fährt, und die ganze Gesellschaft sich mehreremale begegnet, so ist hier Gelegenheit, sich zu sehen und Bemerkungen zu machen. Darin finden die Neapolitaner ihr Vergnügen, und die Aussicht auf das Meer verbunden mit kühlen Meereslüften erhöht das Angenehme, das übrigens für Deutsche durch die öftere Wiederholung bald unschmackhaft werden würde.

Da ungefähr, wo die Wagen umzukehren pflegen, beginnt rechts am Ufer des Meers der einzige Spaziergang in Neapel, bekannt unter dem Namen: Villa reale. Er besteht aus zwei langen verdeckten Laubengängen, die parallel laufen, und aus vielen Rasenflecken und Blumenbeeten an den Seiten derselben. In der Mitte steht die berühmte Gruppe aus dem farnesischen Palast in Rom, der Torso, wie man sie deutlich durch ein kleines Rund bezeichnet sieht *).

*) Diese Villa reale ist im dritten Heft des Helios genau beschrieben, und gewürdigt worden, und darauf beziehe ich mich hier.

Ehe man zu der Villa kommt, bemerkt man vier Reihen Punkte; diese bedeuten Maulbeerbäume, und daraus kann man die Genauigkeit der Karte abnehmen. Im Eingange der Villa von der Stadt aus ist rechts ein Kaffeehaus, links eine Wache.

Wendet man sich von der westlichen Hälfte der Villa landeinwärts, so entdekt man ein großes öffentliches Gebäude, (denn die öffentlichen Gebäude sind durch eine schwärzere Schattirung bezeichnet) mit einem großen innern Hofe. Dies war das Quartier der Russen, so lange sie sich in Neapel aufhielten; in diesem Hofe sah man sie im Winter und Sommer häufig nakkend, wie sie ihre Bäder nahmen. Sonst hieß dieser Ort das Schweizerquartier.

Weiter landwärts etwas rechts ist wieder ein großer freier Platz, und im Hintergrunde desselben steht der neu erbaute geschmackvolle Palast des Marchese del Vasto; dieser Mann ist einer von denen, die jetzt am nächsten um den König sind.

Wir kehren zu der Villa zurück. Gegen ihr über, nach der Stadt zu, ist das Haus, worin ehemals der englische Gesandte Hamilton wohnte, und von hier eine schöne Aus-

sicht auf das Meer, die Villa, den Pausilipp, die Insel Capri u. s. w. hatte.

Man geht von hier am Ufer des Meers hinauf, und hat nur eine niedrige Mauer neben sich, wodurch die Aussicht nicht unterbrochen wird, bis man zu einem kleinen Garten kommt, der dem Kronprinzen gehört. In der Revolution wurde dieser Garten einem andern verkauft, auch alles darin umgeändert, und er scheint dadurch in Miskredit gerathen zu seyn, denn der Kronprinz besucht ihn nicht mehr. Ein angefangenes Haus in demselben bleibt unbeendet liegen, und ein Bad dahinter wird nicht gebraucht. Uebrigens beweist dieser Garten, daß auch diklaubigte Bäume am Ufer des Meers wachsen, und daß man in der Villa nicht gezwungen gewesen wäre, sich mit Pappeln und Weinstöcken zu behelfen.

Wenn man bei ihm vorbei ist, so entdeckt man links einige nebeneinander laufende Linien, und diese deuten ein Zikzak an, das auf das Soldatenquartier Pizzafalcone hinaufführt, wie man es deutlich als ein großes Viereck bemerkt. Es liegt auf einer Höhe von wenigstens 400 Fuß, und einige daneben gebaute Paläste haben eine prachtvolle Aussicht.

Unten am Meer wohnte in dieser Gegend der bekannte verstorbene Lord Bristol, der nach den Jahreszeiten bald in Rom, bald in Neapel, bald in Castel a Mare seinen Aufenthalt nahm, und sich immer schöne Ausichten wählte.

Geht man unten am Ufer des Meers weiter, so hat man rechts den Eingang zu dem Castel del Uovo, das durch einen langen Damm mit dem Lande verbunden ist. Auf einem hohen Felsen im Meer ist hier nämlich ein Fort erbauet, das nach seiner länglichten Gestalt seinen Namen von einem Ei hat. Ehmals hatte dieser Ort eine ganz andere Bestimmung; es lagen hier die Landhäuser des Lucullus? Jetzt sieht man hier Kanonen, und dicke Mauern, und Wachzimmer, und Gallioten, und Staatsgefangene. Als ich das Fort im Winter 1802 besuchte, saß hier ein vornehmer Staatsbeamter, der etwas zu frei gegen die Regierung gesprochen hatte.

Die Strasse am Meer dreht sich hier fast in einem rechten Winkel gegen Mitternacht, und man kommt an einen Ort, wo man den Vesuv in seiner vortheilhaftesten Gestalt erblickt, wie schon erwähnt wurde. Man sieht

ihn gerade gegen sich über am jenseitigen Ufer des Meers empor steigen, und man wird vielleicht in der Welt kein erhabneres, einfacheres, ruhigeres Bild erblicken, als der Vesuv hier mit seinem Bruder, dem Somma, gewährt. Sie kontrastiren mit einer ungeheuren Fläche, und werden dadurch um so schöner. Die Neapolitaner gehen kalt vorüber, ohne ihn anzusehen, aber selten wird ein Fremder hieher kommen, ohne voll Vergnügens das schöne Schauspiel zu betrachten. Wie erhaben mag es seyn, wenn aus dem Gipfel des Berges sich Flammen und Dampfwolken gen Himmel erheben!

Etwas weiter hin, wo die Strasse breiter wird, ist das berühmte St. Lucia, das die Neapolitaner in den Sommernächten häufig besuchen, und hier Meerfrüchte *) geniessen. In den kleinen Straßsen ohne Ausgang, die sich wie Felsspalten in einen Berg erstrecken, wohnt hier ein Völkchen, wild von Ansehen, Zigeunermässig, roh, unwissend, nahe Vettern der Lazzaroni, die sich ausschliessend mit Fischen beschäftigen, und Marinari genannt

*) So nennt man alle die essbaren Schaalenthier, die man hier im Golf findet.

werden. Ihre Weiber gleichen den Fischweibern in Paris, und übertreffen sie vielleicht noch in Scheußlichkeit. Winkelmann sagt, daß an St. Lucia die schönsten Menschen von Neapel wohnen; dies muß sich jetzt geändert haben. Ich habe unter den Männern und Weibern wenig erträgliche Gestalten gefunden. Wie können auch Menschen schön werden, die in engen dumpfigen Löchern, gleichsam zwischen Felsritzen aufwachsen, deren Körper von Jugend auf besudelt, von der Sonne ausgedörret, oft durch schwere Arbeiten verkrüppelt wird, und über deren Aeufseres die Schönheit der Seele wahrlich auch nichts Schönes verbreiten kann.

Wenn man die Strasse St. Lucia zurückgelegt hat, so ist man genöthigt, das Ufer des Meers zu verlassen, und sich in einem rechten Winkel links zu wenden. Man hat sodann rechts das Arsenal, in welchem das grofse punctirte Viereck ein sehr ebener Exercierplatz ist, und geht nun gerade auf den schönen Platz vor dem Königlichen Palast zu. Ehe man auf denselben tritt, sieht man rechts einige Linien nebeneinander, die immer ein Zikzak andeuten; hier steigt man darauf tief zu dem Exercierplatz hinunter.

Das groſſe Ekgebäude links, das auf der einen Seite eine ſchöne Aussicht nach dem Meer über das tiefliegende Arsenal hinweg hat, und auf der andern Seite Fronte gegen den Schloßplatz macht, iſt der Palast Actons. Er iſt vier Stokwerk hoch, und ungeheuer groſſ, aber einfach erbauet, und ganz ohne Architectur.

Rechts von ihm macht die Vorderſeite des Königlichen Pallastes Fronte gegen den Schloßplatz. Er iſt in einfacher Dorischer Architectur mit mehrern Balkons erbauet, und macht eine angenehme Wirkung. Er ſieht aſchgrau und röthlich aus, und nur die Fenster ſtehen jetzt noch nicht in Verhältniß mit der Pracht des Uebrigen. Wie groſſ er ſei, das ſieht man auch aus den Hintergebäuden. Dieſe erſtrecken ſich bis ans Meer hin, und der König kann hier, wenn er Neapel verlaſſen will, ganz unbemerkt ins Schiff ſteigen, zumal da ein kleiner Hafen angebracht iſt.

Der lange freie Platz mit den Puncten iſt ein Garten im zweiten Stokwerk des Schloſſes. An demſelben liegen die Zimmer der Königin, und ſie tritt daraus in einer Höhe von mindestens funfzig Fuß unmittelbar

bar in einen Garten mit Lauben und Bäumen, wie in einen hängenden Garten Babylons. Sie hat von hier eine bezaubernde Aussicht auf das Meer gegen Südost. Das kleine Viereck mit den Puncten umher ist ein Garten des Kronprinzen im dritten Stokwerk des Palastes. Die Anlage dieser Gärten scheint wunderbar, aber man lese, was im ersten Heft des Helios über einen Astrico al Cielo gesagt ist, und man wird einige Aufklärung darüber finden.

Der Schlossplatz ist ein angenehmer Spaziergang, besonders in den Wintermonaten, wo man die Sonne sucht. Die Villa reale ist dann zu feucht, und man findet die Gesellschaft der Lustwandelnden auf den Quadersteinen vor dem Schlosse, die am ersten trokken werden. Von hier sieht man auch die Höhe St. Elmo mit ihrem Fort, und dem Karthäuser-Kloster, in ihrer ganzen Pracht, weil zu nahe Häuser die Aussicht nicht verhindern.

Die Ekke des Palastes heisst der Palazzo vecchio, und vor demselben ist der größte Zusammenfluß von Wagen, die sich hier zahllos durchkreuzen. Von der Straße Toledo, von der gedrängtvollen Strada Khiaja, vom

Largo di Castello und von dem Wege her, der eben beschrieben ist, muß hier alles zusammentreffen. Ehe der König kam, fuhren hier Nachmittags von 4 Uhr bis 7 in 5 Minuten ungefehr 30 Wagen vorbei, nachher aber wohl 40 bis 50. Man kann denken, daß die Gefahr des Fußgängers hier nicht unbedeutend ist.

Wenn man sich um diese Ekke herumwendet, und gegen Nordost geht, so sieht man bald das Theater St. Carlo, das auf der Karte mit Parterr und Bühne sehr deutlich bezeichnet ist, neben sich gerade gegen Norden aber kommt man in das eigentliche Groß der Stadt hinein.

Die Peterskirche von innen.

Der große Altar, der im Hintergrunde so klein erscheint, ist so hoch, wie der höchste Palast in Rom, nemlich wie der farnesische. Dies ist einem, wenn man in der Kirche ist, unglaublich, aber es ist wahr. Die gewundenen bronzenen Säulen desselben gefallen nicht, wie man auch in dem Kupferstich wahrnehmen kann. Sie machen mit den

geraden Linien der übrigen Architectur keinen guten Effect, und erscheinen, in Vergleichung mit dem vielen polirten Marmor umher, kraus und rostig.

Der Altar steht ganz frei, und hinter demselben ist noch ein weiter Raum bis zu dem Ende der Kirche, wo der Stuhl Petri hervorragt. Um das kleine Rund vor dem Altar brennen 112 Lampen, weil das Grabmal Petri und Pauli darunter ist; vorher rechts ist an dem einen Pfeiler, der die Kuppel trägt, die Kanzel, und unter derselben die sitzende Statue des Apostels Petrus, dem man beinahe den einen Fuß abgeküßt hat, ob er gleich von Bronze ist. In kurzem wird er müssen vorgeschuhet werden.

Wenn man in die Kirche hereintritt, so erscheinen die Engel an den ersten Pfeilern, die das Becken mit dem Weihwasser tragen, wie Kinder, deren Gestalt sie auch haben; aber geht man zu ihnen heran, so sind es Riesen, deren Schenkel so dik sind, wie man selber im Leibe.

Steht man auf der einen Seite bei ihnen, und sieht nach denen auf der andern Seite, so wird man unwillig, daß der Architect einen Fehler in der Symmetrie beging, und

die gegenüberstehenden so klein machte; geht man zu ihnen hin, so ists derselbe Fall mit den Engeln an der andern Seite. Dies ist eine Täuschung, von der sich das Auge nicht losmachen kann, wenn man sie auch schon längst eingesehen hat.

Geht man zwischen den großen Pfeilern in der Kirche, der Queer nach auf und nieder, so glaubt man in einer fremden Kirche zu seyn, und dies ist mit allen Queergängen der Fall, besonders unter der Kuppel. Die Peterskirche besteht aus einer Menge von Kirchen und Kapellen, welche durch das Ganze der Architectur gebildet werden.

In der Kuppel umher stehen die Worte: Tu es Petrus, et supra hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni coelorum. Die Buchstaben haben über Mannslänge, und sehen unten aus, wie gewöhnliche lateinische Schrift. Ueber derselben gehen zwei Gallerien rings in der Kuppel herum. Hier ist der Eindruck am erhabensten. Man hat unter und über sich einen Abgrund. Die Menschen, die am großen Altar herumgehen, erscheinen wie Hühner, und er selber verliert sich wie nichts. Unten in der Kirche

sind hölzerne Gerüste mit Rädern, die man herumfahren, und dadurch die Kirche oben im Stande erhalten kann. Diese sind weit höher, als der grofse Altar, gehen nur eben durch die Gewölbe, und sind also so hoch wie ein mäfsiger Thurm; aber von der Gallerie betrachtet sehen sie aus, wie gewöhnliche Doppelleitern, die man bei einem Baum stellt, und kaum so grofs. Unter der Kuppel kann der Strafsburger Münster stehen, ohne oben anzustofsen; denn vom Pflaster der Kirche bis in die Spitze sind 408 Fufs.

Der Architect mit einigem Kopf, der einmal in den Gallerien der Peterskuppel herumwandert, kann unmöglich nachher eine kleinliche Idee fassen.

Ich beziehe mich wegen des übrigen von dem Inwendigen der Peterskirche auf Helios den Titan Heft II pag. 135. Hier wird man von dem Kleinerscheinen, und Grosseyn derselben mehreres finden.

Das Auswendige der Peterskirche.

Der Platz vor derselben ist einer der prächtigsten, wo nicht der prächtigste in der

Welt. Er enthält nur wenig Gegenstände, aber diese sind von einer Wichtigkeit, daß sie tausende aufwiegen. Der Obelisk ward vor mehr als 3000 Jahren von dem Sohn des Sesostris, dem egyptischen Könige Nuncoreus, erbauet, stand ein Jahrtausend in seinem Vaterlande, ward sodann, als Rom Egypten beherrschte, unter Caligula nach dieser Hauptstadt der Welt gebracht, stand hier in dem Circus des Nero anderthalb tausend Jahre, ward sodann unter dem Pabst Sixtus V. von seiner alten Stelle fortgebracht, und den 10ten September 1586. von dem berühmten Architecten Fontana an seinem jetzigen Ort vor der Peterskirche im Angesicht hunderttausender errichtet. Von welchem Dinge in der Welt kann man etwas ähnliches sagen?

Das, was aus Egypten kam, der Obelisk selber, hat eine Höhe von ungefehr 116 römischen Palmen oder Spannen, einen Cubicinhalt von 11203 $\frac{3}{8}$ Palmen, und wiegt 963,537 $\frac{3}{4}$ Pfund. Als er aus dem Circus des Nero vor die Peterskirche gebracht wurde, war er rings mit einer Bewafnung umgeben, und mit dieser wog er eine Million 43537 Pfund. Wenn man bedenkt, daß es künstlicher Maschinen bedarf, um 1000 Pfund zu

heben, so kann man fühlen, was ein Thurm von mehr als einer Million Pfund zu errichten kostet *).

Er hat jetzt in seiner ganzen Höhe $180\frac{1}{4}$ Palmen, oder $124\frac{1}{2}$ Pariser Fufs, ist also ein beträchtlicher Thurm, den man aus einer kleinen Stadt meilenweit sieht; aber hier wird er von seinen Umgebungen so gedemüthigt, dafs er nur unbedeutend erscheint.

Der zweite höchst wichtige Gegenstand auf diesem Platz ist das grofse Paar der Springbrunnen, die wahrscheinlich die schönsten in der Welt sind. Sie machen eine zaubernde Wirkung, und tragen bei einer aufserordentlichen Schönheit auch etwas erhabnes an sich. Oben aus der runden Fläche springen zwanzig bis dreifsig Arme Wasser, von welchen der mittelste der dikste ist, mit grofser Stärke hervor, und ergiefsen sich von allen Seiten über drei Absätze mit grofser Pracht. Es könnte ein Fluß aus diesen Fontainen entspringen, und ich sehe nicht ein, warum man ihn nicht entspringen läfst; er

*) In der Zeitschrift der Torso Heft I. und II. ist die umständliche Beschreibung enthalten, wie dieser Obelisk errichtet wurde.

könnte sehr zur Verschönerung des Platzes dienen.

Als die Königin von Neapel auf ihrer Reise nach Wien hier war, führte man sie auch auf den Petersplatz, und sie bewunderte lange das sprudelnde und weißschäumende Wasser. Endlich winkte sie, und gab ein Zeichen, daß man endigen mögte; denn sie glaubte, daß man die Fontainen um ihrentwillen habe springen lassen, und daß eine solche Menge Wassers nicht immer herausströmen könnte.

Dies beweist wenigstens für das Außerordentliche des Schauspiels. Rom hat schon seit Jahrtausenden einen großen Reichthum an Wasser gehabt.

In der Nähe dieser Springbrunnen muß man sich immer an die Seite stellen, von welcher der Wind kommt, weil man auf der andern, wie in einem starken Regen, benezt wird.

Noch erhabner ist die Colonnade, welche diesen Platz einfafst. Um von der Gröfse derselben zu urtheilen, muß man wissen, daß nur drei Mann eine von den Säulen umspannen können, *) und dieser Säulen sind 284.

*) Der Verfasser hat sie selber ausgemessen.

Auf der Colonnade oben stehen 192 Statüen, wovon jede zehntehalb Fuß hoch ist. Man denke, was zu einer solchen Säule und Statüe nothwendig ist, und man wird von dem Riesenförmigen des Werks einen Begriff bekommen. Die Bildsäulen, und Gemälde, die Bernini verfertigt hat, werden ihn nicht verwirren, aber diese Colonnade gewiss.

Wir kommen jetzt zu der Hauptsache, zu dem Aeufsern der Peterskirche selbst, und hier ist nicht blos Bewunderung und Lob, sondern auch Tadel an seinem rechten Ort. Schon auf dem Kupferstich muß man bemerken, daß die Vorderseite dieser berühmten Kirche nicht die einfache Erhabenheit hat, die man an der Colonnade bemerkt. In dieser letzten ist Ein großer Gedanke groß ausgeführt, in jener sind hundert kleine Gedanken zu einem Ganzen vereinigt, und geben dem Ganzen ein kleinliches Ansehen. Erker und Fenster, groß und klein, und Thüren, und Zierathen mannichfacher Art, und sogar zwei Zifferblätter verderben hier dem Eindruck des Großen. Denn dieser entsteht nicht aus der Größe des Werks, sondern aus der Größe des Geschmacks, der darin herrscht.

Diesen

Diesen aber kannten die Alten in seinem ganzen Umfange, und bewiesen es.

Man hat in diesem Kabinet einige Hauptgebäude aus dem Alterthum, und aus der neuern Zeit vor sich: die Peterskirche, den Dom zu Florenz, und den Palast Pitti, ferner das Pantheon, das Grabmal Hadrians oder die Engelsburg, die Pyramide des Cajus Cestius, und das große Amphitheater zu Verona. Man vergleiche diese Werke auch nur im Kupferstich mit einander, und man wird finden, daß das Alterthum einen ganz andern Karakter hat, als die neuere Zeit, und zwar den Karakter der Größe durch die Form. Die Peterskirche ist ein Kästchen, das Pantheon ein Tempel, obgleich jene der körperlichen Masse nach unendlich größer ist, als dieses. Die Colonnade vor der Peterskirche ist sehr schön, aber sie kann die Vergleichung mit dem Amphitheater in Verona kaum aushalten, obwohl dieses schon seine beiden obersten Stokwerke verlohren hat. Der Palast Pitti ist eines der erhabensten Gebäude, das ich auf der ganzen Reise gesehen habe, aber ich glaube, daß die Engelsburg und die Pyramide des Cajus Cestius ihn erdrücken würden, wenn sie neben ihm ständen.

Woher kommt dieser Vorzug der alten Architectur? Es gibt eine Antwort auf diese Frage, und sogar eine kurze: die Alten schmückten ein großes Gebäude durch ein einziges großes und schönes Zierath, und brachten dies ringsum das Werk an. Darin liegt das ganze Geheimniß; dadurch gaben sie ihren Werken den Karakter des Großen. Die Engelsburg hat oben, so weit das Antike des Gebäudes geht, einen einzigen architectonischen Schmuk, der das ganze ungeheure Rund umgibt; das Amphitheater zu Verona hat rings umher die sich ähnlichen Bogen, das Pantheon aber den einfachen Säulenvorsprung mit dem Giebelfelde.

Darin besteht ein besonderer Fehler der Peterskirche, daß sie keine freistehende Säulen hat. Ein Frontispiz in der verhältnißmäßigen Größe würde hier etwas Großes leisten; denn die Säulen in der Mitte sind so dik, daß nur vier Mann sie umspannen können *).

Wenn man oben auf dem Dach der Peterskirche ist, so befindet man sich, wie in einer kleinen Stadt, in welcher überall Kup-

*) Dies alles wird man im Helios Heft I. weiter ausgeführt finden.

peln und Wohnungen für Menschen hervorragen; die große Kuppel aber erscheint wie ein prachtvolles Ganzes, das auch auf der Erde stehen könnte, und ein Pantheon bilden würde.

Ueber den Zifferblättern sieht man die päpstliche Krone zwischen zwei Schlüsseln. Diese Krone ist so groß, wenn man dabei steht, daß man sie nur mit dem Heidelberger Faß vergleichen kann; in den Ringen der Schlüssel aber können mehrere Menschen bequem Raum finden.

Der Knopf auf der Kuppel, in welchem der Verfasser im April 1803. zweimal gewesen ist, kann 16 Menschen fassen. Man steigt durch den engen Hals auf einer eisernen Leiter hinein, findet aber, wenn die Sonne scheint, eine solche Hitze darin, daß man es nicht lange aushält. Ich wußte anfangs nicht, woher diese Hitze entstand, bis ich von ungefähr das Kupfer an der Sonnenseite anfaßte, und es so heiß fand, daß ich die Hand kaum daran halten konnte; und es war im April. Im Sommer muß es hier ganz unmöglich seyn, zu verweilen.

Der Knopf hat einige Löcher bekommen, wodurch das Licht hereinschimmelt; wahr-

scheinlich war das Kupfer an diesen Stellen nicht gut, und verwitterte mit Länge der Zeit.

Ich glaube, wenn man das, was im Helios und hier gesagt ist, einigemal mit den Kupferstichen von der Peterskirche vergleicht, man einen deutlichen Begriff davon haben muß, ja, daß jemand, wenn es möglich wäre, ihn plötzlich vor, oder in die Peterskirche zu versetzen, hier ganz bekannt seyn, und sogleich wissen würde, wo er sich befände.

Es befinden sich noch eine Menge anderer Kupferstiche von italienischen Meistern in dem Kabinet, deren Beschreibung aber hier zu weit führen würde.

Ueber den Transport von Kunstsachen, nebst Erzählungen eines kleinen Transports derselben von Neapel bis Schlesien.

Nicht leicht ist eine Sache mehreren Unglücksfällen unterworfen gewesen, als das Fortbringen von Kunstsachen aus einem Lan-

de in das andere, besonders wenn es zu Wasser geschah. Mehrere Beispiele von Verunglückungen dieser Art haben wir nahe vor Augen.

Als der englische Gesandte Hamilton seine etruskischen Vasen und Gefäße aus Neapel fortschaffte, ging ein Schiff, worauf die besten davon befindlich waren, unter, und er brachte nur einen Theil davon glücklich nach London *). Der Lord Elgin hatte, wie bekannt, vor Kurzem vom türkischen Hofe die Erlaubniß erhalten, in Griechenland nach Alterthümern graben zu lassen **), und auch

*) Diesen Rest hat er seit der Zeit an den König für 6000 Pfund Sterling verkauft, sich aber dabei ausbedungen, daß diese Sammlung künftig, auch nach seinem Tode noch, die hamiltonsche Sammlung heißen sollte, welchen Namen sie auch wirklich noch führt.

**) Obwohl ich den Roman: der Zauberer Angelion, selber geschrieben habe, so glaube ich doch, es sei nicht unbescheiden, hier zu bemerken, wie die ganze Geschichte darin sich um den Punct drehet, daß ein englischer Lord (denn der Zauberer Angelion ist nichts anders) in Griechenland Alterthümer ausgräbt, und daß auch mein Zweck war, aufmerksam auf die Schätze zu ma-

mancherlei Schätze davon ans Licht gebracht, unter andern einige schöne Marmor-Basreliefs, mit Vorstellungen aus der alten griechischen Geschichte; aber bei Candia scheiterte ein Schif mit diesen Schätzen, und sehr vieles war davon verloren.

Selbst der Laocoon hat auf der Reise von Rom nach Paris einen Unfall erlitten, indem eine alte Zusammenfügung des Marmors, die man nicht mehr bemerken konnte, sich wieder geöffnet, und das erhabne Werk etwas entstellt hat.

Ein Deutscher hatte in Rom Kupferstiche, Conchilien, antike Münzen, Schwefelabgüsse u. s. w. gekauft, und alles dies in einen Koffer gepackt. Er fand auch alles diesseits der Apenninen wieder, aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern in einer engen vertraulichen Verbindung unter einander, und gleichsam zu einem Salat gemischt, in wel-

chen, die dort noch verborgen seyn müßten. Es kann seyn, daß der Lord Elgin nie etwas von dem Zauberer Angelion gehört hat, aber es ist doch sonderbar, daß die Hauptgeschichte eines Romans, der seit einigen Jahren in Deutschland bekannt ist, plötzlich von England aus realisirt wird.

chem er die Münzen kaum von den Conchilien unterscheiden konnte, und die Kupferstiche von den Schwefelabgüssen, wie von Mäusen, zerfressen fand.

Ein anderer pakte großgriechische silberne Münzen zu Neapel in eine Schachtel, um sie mit nach Wien zu nehmen. Die Schachtel ging unterwegs auf, und in Wien fand er den feinsten Silberstaub an deren Stelle. Die Münzen waren nach einigen Wochen in ihre ersten Bestandtheile aufgelöst, wie Menschen nach einigen Jahrzehnten sich in Staub verwandeln.

Diese Beispiele hatte ich vor Augen, als ich mich im März 1803. in Neapel befand, und darauf sann, die hier beschriebene Sammlung von etruskischen Gefäßen, von antiken Münzen, von Bronzen, von Conchilien, von Lavasorten und vielen andern Seltenheiten, die ich in einem glüklichen Zeitpunkt anzukaufen Gelegenheit gehabt hatte, nach Deutschland zu transportiren. Vestigia me terrebant, und ich wankte lange, ob ich sie zu Wasser oder zu Lande den weiten Weg machen lassen sollte, bis endlich die Liebe zu den gesammelten Sachen, die mir nicht erlaubte, mich von ihnen zu trennen, entschied,

und ich sie im Wagen mitzunehmen beschloß. Ich muß hier zugleich bemerken, daß der Graf von Hardenberg, dessen Bekanntschaft ich in Neapel zu machen die Ehre hatte, sich erbot, die Münzen, die 40 bis 50 Pfund an Gewicht betrugen, mit nach Deutschland zu nehmen.

Da mehrere Reisende mit mir in eine ähnliche Lage gerathen könnten, die Sache auch noch nicht erörtert ist, so halte ich die Nachricht wie ich meine Schätze einpakte, nicht für unnöthig.

Was die Münzen betrifft, so nahm ich ein Bret, ungefehr einen Fuß im Durchmesser, breitete ein Tuch darüber, sodann eine Schichte feines Werg, und auf dieses legte ich reihenweise die Münzen, die ich vorher einzeln in Papier gewikkelt hatte. Auf die Schichte von Münzen kam wieder eine Schichte von Werg, und so abwechselnd fort, bis ungefehr 1200 große und kleine Münzen übereinander lagen. Hierauf wurden die Zipfel des unten ausgebreiteten Tuchs darüber zusammengeschlagen, und ein anderes Bret von gleicher Größe darauf gelegt. Nun wurden die beiden Breter durch Schnüren fest gegen einander gezogen, so daß die

Münzen unbeweglich zusammengeprefst lagen, die an den Seiten entstehenden Zwischenräume aber liefs ich sorgfältig ausstopfen, und das Ganze in Sacktuch einpakken. So übergab ich es mit schwerem Herzen zu einer Reise von mehr als dreihundert Meilen über Gebürge, und Thäler und Ebenen.

Die etruskischen Gefäße, unter denen einige sehr fein waren, zu einer solchen Landreise auszurüsten, war eine schwerere Aufgabe. Ich begann die Sache so. Zuerst wickelte ich jedes Gefäße besonders in Werg, schlang rings umher einen Faden, und stopfte es inwendig fest aus, doch um Raum zu ersparen so, daß ich die kleinern Gefäße in die größern legte. Eben so umwickelte ich die Bronzen, Conchilien, Mineralien u. s. w., und pakte sodann alles in einen Kasten in türkisches Weizenstroh und Heu, so fest als möglich.

Das Reisen mit Vetturinis ist in Italien am wohlfeilsten, und am wenigsten mit Verdruß verbunden, weil man dem Vetturino alles überläßt, auch die Zeche in den Wirthshäusern, und also von den abscheulichen Wirthen nicht geplagt wird. Einem solchen verdung auch ich mich mit meinen Sachen,

und kam ziemlich ohne Besorgniss bis nach Rom, weil der Weg, eine Strecke bei Terracina ausgenommen, sehr gut war, und einen grossen Theil von der ehemaligen via appia oder trajana ausmachte. Auch wurde ich in Rom nicht visitirt, weil ein polnischer Graf, der mit demselben Vetturin reiste, die Vorsicht gehabt hatte, sich in Neapel einen Passir-Zettel auszuwürken.

Auf dem fürchterlichen in Wolken liegenden Radicofani ist die Gränzmauth zwischen dem römischen und florentinischen Gebiet, und hier mußte ich mich visitiren lassen. Da ich unmöglich zugeben konnte, daß man die festeingepakten Sachen auspakte, so hatte ich viel Verdruss. Nach langen Debatten verwies man mich nach Florenz, plombirte die Sachen, und ließ mich 2 Zechinen Pfand deponiren. Ein Knecht im Wirthshause, der so viel Bindfaden gebracht hatte, als einige- mal um den Koffer reichte, verlangte 2 Paol (8 ggr.) dafür. Ich gab ihm einen ganz neuen Flaschenkorb, den ich grade nicht mehr ge- brauchte, aber er war noch lange nicht damit zufrieden, und verlangte noch einen Paol *).

*) Solche kleine Züge können zu Beweisen dienen, welchen Plakkereien man unter den

In Florenz mußte ich alles, was ich bei mir hatte, die Tage meines Aufenthalts daselbst, auf der Dogane lassen, nämlich meinen Reisekoffer, den Kasten mit den etrurischen Gefäßen, und noch eine Kiste. Ich suchte mich so viel wie möglich zu wenden und zu drehen, und man war so höflich, mich nicht auspacken zu lassen; aber ich mußte für den Transito - Zoll und für die Mauthbedienten etwas ansehnliches bezahlen.

In Pietramala war das letzte Mauthamt im Florentinischen, und hier, tief zwischen den Apenninen, empfing ich die beiden Zechinen Pfand, die ich auf der Höhe Radicofani hatte lassen müssen, in Silbergeld mit einigem Verlust zurück.

Nun näherten wir uns der Gränze der freien italienischen Republik, und in Scaricalasino war die Gränz - Dogane. Der Ort hat wahrscheinlich seinen Namen davon, weil die Esel, die häufig in diesen gebürgigten Gegenden gebraucht werden, hier abladen müssen. Aber nicht die Esel allein, auch unsere Vetturins mußten alles, was auf dem Wagen war, herunternehmen. Alle Passagiere

äußerst niedrigdenkenden gemeinen Italienern, besonders in den Wirthshäusern ausgesetzt ist.

sahen sich genöthigt, ihre Koffer aufzuschliessen, und da man in dem meinigen so mancherlei Sachen fand, die nicht current waren, so wurde man ungewöhnlich aufmerksam. Ich hatte Schachteln, und kleine Kästchen mit Mineralien, so wie blecherne Büchsen mit einigen seltenen Münzen darin.

Einer von den Mauthbedienten nahm eine Ladung von diesen Sachen in Arm, und sagte, er müsse sie in die Mauthstube bringen. Die übrigen blieben in dem offenen Koffer unter in Unordnung gebrachter Wäsche und Kleidung zurück, und wurden weiter von einem andern Mauthbedienten durchsucht. Welchen Theil sollte ich hüten? Ich ging mit in die Mauthstube, und bat die übrigen Passagiers, etwas auf meinen Koffer Acht zu haben.

Ich mußte die Kästchen und Büchsen aufmachen, und den Preis der Sachen angeben. Da man antike Münzen fand, so zeigte man mir eine Faustina senior maximi moduli, wo sie auf dem Revers in einem mit Löwen bespannten Triumphwagen abgebildet war, und sagte mir, daß ein Reisender sie ihnen geschenkt hätte. Ich merkte, daß sie großen Werth darauf legten; mir schien sie unecht zu seyn.

Jetzt brachte man meinen Kasten mit den etruskischen Gefäßen, und noch eine Kiste mit andern Kunstsachen herein. Nach einigen Bedenklichkeiten entschloß man sich endlich, alle diese Sachen zu wiegen, und nach dem Gewicht zu taxiren. Ich war herzlich gern damit zufrieden, mußte aber jetzt wieder ein ansehnliches Pfand niederlegen, das ich an der andern Seite der Republik im Gränz-Mauthamt zurückerhalten sollte. Ich erkundigte mich nach diesem, aber man wußte nicht, welches es sei; ich sollte es ihnen nennen.

Da ich noch ungewiß war, ob ich bei Verona oder auf einem andern Punct über die Gränze der Republik gehen würde, so bat ich, man möchte den Schein im allgemeinen an das letzte Mauthamt richten. Umsonst! Sie verlangten von mir, daß ich die Gränzmauthen an jener Seite kennen und ihnen eins davon bestimmen sollte; sie selber kannten außer Verona kein einziges.

Ich führe diese Umstände zum Beweis an, wie übel man in einem neuorganisirten Staat berathen ist. Unwissenheit, Ungeübtheit in Geschäften leuchtet überall hervor, und hier hatte ich mit wirklichen A b c

Schützen zu thun. Ihr ganzes Benehmen, ihre ganze Schreiberei bewies dies. Ich mußte mich endlich entschließen, meinen Transito - Schein nach Verona richten zu lassen.

Von weit jenseits Florenz an hatte ich in den gebürgigten Steinwegen für meine zerbrechlichen Kunstsachen gezittert, und noch immer befand ich mich in den Apenninen, wo Höhen und Tiefen ewig wechselten. Oft, wenn es auf einem rauhen Wege schnell bergab ging, gab es so heftige Stöße, daß ich glaubte, es sei unmöglich, daß die feinen zerbrechlichen Gefäße erhalten werden könnten, und meine Empfindung war wahrlich nicht angenehm dabei.

Zwei Meilen von Bologna endlich kamen wir bei Pianoro von den furchtbaren Apenninen herunter, und befanden uns nun auf der unabsehbaren, wasserrechten Ebene der Lombardei, wo der Wagen gleich einem Schiff in ewig horizontaler Richtung fortglitt. Meine Furcht für die Gegenwart war nun vorüber, aber für die Vergangenheit dauerte sie fort.

Wir kamen endlich über Mantua und Modena nach Verona, einer Stadt, die durch die Etsch in zwei Theile getheilt wird, und

halb der italienischen Republik, halb dem Kaiser gehört. Auf der italienischen Seite bekam ich nach einigen Umständen mein Pfand wieder, aber auf der deutschen Seite hatte ich mit dem Acciseamt große Unbequemlichkeiten. Ich mußte die Koffer auf die Dogane bringen lassen, ich mußte sie öffnen, und man machte Mine, sie genau zu durchsuchen, obwohl schon ein Kerl bei mir im Zimmer gewesen war, und ich mit der Sache fertig zu seyn glaubte. In dem Kasten mit den etruskischen Gefäßen lag ein Priapus oben; man betrachtete ihn genau und wollte wissen, was er vorstelle. Da ich nicht wünschte, Anlaß zu dummen Witz zu geben, so gab ich ihn für einen Fuß aus, und man war damit zufrieden. Unwissenheit, Grobheit und Unverschämtheit herrschte übrigens in dieser Gränzmauth. Sie war ebenfalls neuorganisirt.

Es kam jetzt ein gefährlicher Zeitpunkt für den Transport meiner Kunstsachen. Bis Verona war ich mit Vetturins gefahren; hier hörte diese Art des Reisens auf, und ich mußte mit der Diligence weiter gehen. Diese nimmt ihren Weg durch Tyrol über Innspruk nach Wien, und hat einen Conduc-

teur, der sie bis Inspruk begleitet. Dies ist bedeutend. Der diesmalige Conducteur war ein ungeheuer großer und dicker Mensch, eher einem Elephanten ähnlich, als einem Menschen. Aber hätte er noch dicker und ungeschlachter seyn mögen, wäre er nur am Geist und in seinem Betragen nicht eben so ungeschliffen und ausgezeichnet vor andern Menschen gewesen.

Als meine Sachen aufgepakt wurden, und ich herantrat, um nach ihnen zu sehen, waren seine ersten Worte: was wollen Sie? und diese wurden in dem rauhesten und gröbsten Ton gesprochen. Da ich einige Fragen nach meinen Koffern that, war die unpassende Antwort, das würde alles besorgt werden, ohne daß ich mich darum bekümmerte. Ich fühlte gleich vom ersten Augenblick an, daß dieser Mensch nicht einen Funken von Humanität oder nur von gewöhnlicher Höflichkeit besaß. Und mit ihm sollte ich von Verona bis Inspruk reisen, dieser Mensch sollte die Aufsicht über alle Sachen auf der Diligence haben!

Ich fühlte bald, was das hieß. Der Kasten mit den antiken Gefäßen war vorne auf der Spitze einer emporstehenden Leiter, wie
man

man sie bei großen Lastwagen sieht, aufgekpackt, und schnellte bei jedem Stoß in die Höhe. Meine Pistolen und mein Säbel waren irgendwo hingerathen, wo ich ihrer auf keine Weise bei einem Zufall habhaft werden konnte; selbst mein Mantel war so verpackt, daß ich ihn nicht umnehmen konnte, wenn ich wollte.

Ich fühlte, daß, wenn ich darüber Anmerkungen machen wollte, ich mir den größten Verdruss zuziehen würde, und schwieg. Pour comble de malheur war eine sehr hässliche Frau mit im Wagen, die ein abscheuliches Italienisches redete, ganz in der mailändischen französirenden Aussprache, worin man z. B. nicht saputo, veduto, dunque, ognuno, sondern sapüt, vedüt, dünque, ognün sagt, und mit der sich auch selbst in diesem Jargon nichts reden liefs. So ging es mit mir und meinen Kunstsachen über Roveredo und Botzen nach Trient, und in die steinigten Gebürge von Tyrol hinein.

Ich hatte nun meine Antiquitäten unverseht schon weit über hundert Meilen fortgebracht, denn in Verona hatte ich sie noch unbeschädigt gefunden; hier sah ich sie auf einmal in Gefahr, gänzlich zu Grunde gerich-

tet zu werden. Der Kasten mit den etrurischen Gefäßen hatte den schlechtesten Ort auf dem ganzen Wagen, und war den heftigsten Erschütterungen ausgesetzt. Wie viel mußte ich dabei empfinden, da ich einen solchen Schatz darin wußte! Aber es war an keine Aenderung zu denken.

In Trient stieg ein Mann mit seinem Sohne blind auf, der Bruder des italienischen Professors Filippi in Wien, um nach Wien zu gehen, so wie ein Kaufdiener und ein italienisches Mädchen.

Von jetzt fing der Conducteur an, noch weit rauher gegen mich zu seyn, denn ich hatte etwas versäumt, was die Conducteurs hier durchaus den Reisenden zur Pflicht machen wollen, ihn in den Wirthshäusern frei zu halten. Ich hatte nicht daran gedacht, würde aber gegen ein gehöriges Betragen gewiß darauf gekommen seyn; nur mich dazu zwingen zu lassen, darin konnte ich mich nicht überwinden.

In Brixen, wo wir eine Nacht, und einen Tag blieben, wo ich mich in der Gesellschaft des Herrn Bisdomini, der eine Chalkographie hat, und eines Grafen, der ein kleines antikes Münzkabinet besitzt, etwas von der trau-

rigen Reise erholt hatte, brach die ganze Abscheulichkeit dieses Conducteurs aus. Wir fuhren spät Abends weg, nachdem er uns lange hatte warten lassen, als alles schon bereitet war, und er blos noch in einer Wirthsstube zechte. Endlich kam er, und wir stiegen ein. Da ich meinen Hut vermißte, so fragte ich ihn: Herr Conducteur haben Sie meinen Hut nicht gesehen? Von dieser ganz simplen Frage nahm er die Gelegenheit zu den bittersten Händeln her, fragte mich, ob ich glaubte, daß er mein Bedienter wäre, und fuhr in diesem Ton auf die unverschämteste Art fort.

Man kann denken, wie mir zu Muthe war, mit einem wütenden Menschen in einen engen Raum eingesperrt zu seyn, und ihn ohne Ende lärmern zu hören. Er war betrunken, und eben so wenig fähig, Vernunft anzunehmen, als ein unvernünftiges Thier. Die andern Passagiers aber getrauten sich nicht, nur ein Wort zu sagen, denn sie fuhren beide blind mit, und die Italienerin allein bezahlte in den Posthäusern. Wir hatten keinen Conducteur, wir hatten einen Tyrannen bei uns *).

*) Wenn man weiß, daß die österreichische Regierung in allen Zweigen weit eher zu genau

Ich war fest entschlossen, ihn in Inspruk zu denunciren, und er hatte dies in mehreren Rücksichten verdient; aber die Umstände dabei, so wie der Mangel an Zeit, hielten mich zurück, und so mag ihm wohl oft die größte Insolenz hingehen. Der Weg von Verona bis Inspruk ist äusserst bergigt und man muss unter andern über den hohen Brenner; aber wenn mir noch einmal die Wahl freistünde, mit diesem Conducteur zu fahren, oder den ganzen Weg zu Fuß zu machen, ich würde ganz ohne Bedenken das letzte wählen.

Wir kamen endlich in Inspruk an. Ich konnte den Kasten mit den etruskischen Gefäßen öffnen, und that es; aber ein wirkliches Zittern überfiel mich, als ich es that.

als zu lax ist, so scheint es unglaublich, dass man einem solchen Menschen nicht näher auf die Finger sieht, und man kann sich dies blos durch die Entfernung von Wien erklären; denn bei Wien habe ich die Conducteurs gänzlich umgeändert gefunden. Dieser sprach fast nichts anders als Zoten, nannte den Kaufdiener im Scherz einen Flegel, incommodirte durch ein großes Kiessen, das er auf seinen Sitz schnallte, den hinter ihm Sitzenden auf das unverantwortlichste, und benahm sich in allem als ein unumschränkter Gebieter.

Ich mußte fürchten, alles zertrümmert zu finden.

Das erste, was mir in die Hand fiel, war der Priapus, und ich fand ihn unversehrt. Unkraut, dachte ich, vergeht nicht, und liefs mich dadurch nicht trösten. Auch war es eine kurze Freude, denn in dem zweiten was ich öffnete, fand ich einen mitten durchbrochenen Discus, und sodann noch manches andere, das mich nicht erfreute. Kurz, ein großes etruskisches Trinkgefäß, ein kleiner antiker römischer Topf, ein Balsamarium, eine Patera lag in Scherben, und von einer Vase oder Campane war der Fuß stark beschädigt, ja die Stükchen so zerrieben, daß es nicht möglich war sie wieder zusammenzusetzen. Indefs hatte ich mir die Verheerung noch schlimmer vorgestellt, und war zufrieden, daß von 50 Gefäßen nur 5 oder 6 verloren gingen.

Von Inspruk bis Wien waren meine Kunstsachen mehr in Sicherheit, wie je, denn ich machte diese Tour auf dem Inn und auf der Donau zu Wasser. Indessen mußten alle Passagiers bei Engelhardzell die genaueste Visitation ausstehen, genauer, wie ich sie je erfahren habe; aber ich hatte Zeit genug, alles wieder gehörig einzupakken.

Trotz dieser Untersuchung mußten wir sie uns bei Wien noch einmal mit der größten Strenge gefallen lassen. Sogar geöffnete Briefe schlug man auseinander und las die Ober- und Unterschrift. Bei dieser unangenehmen Gelegenheit verlor ich ein Buch, worin meine Reisebemerkungen während der Wasserfahrt standen, und außerdem die Erklärungen vieler von meinen alten Münzen. Wer je etwas ähnliches verloren hat, der wird wissen wie wehe es thut.

Ich hatte in Wien viele Umstände wegen meiner Kunstsachen, und mußte sie beständig auf der Accise lassen, auch von neuem ein beträchtliches Pfand einlegen; aber Unfälle hatte ich nun auf einer weiten Strecke nicht mehr, bis endlich der letzte und gefährlichste kam.

Ich fuhr mit noch einem Passagier und dem Conducteur, dem ich meine Sachen sehr empfohlen hatte, von Troppau nach Jägersdorf. Der Postillion jagte sehr, und der Weg war äußerst rauh, so daß ich hinlängliche Ursache hatte, für meine Antiquitäten besorgt zu seyn. Indessen war ich schon durch die Erfahrung etwas dreister geworden.

Eine viertel Meile vor Jägerndorf begegnete uns ein Wagen. Der Conducteur, der die Leute, die darin saßen, kannte, stieg aus, um mit ihnen zu reden. Kaum war dies geschehen, als ich gegen meinen Füßen über ein vordringendes Bret bemerkte. Unbesorgt hob ich eine Dekke auf, die darüber lag, und siehe, mein Kasten mit den etruskischen Gefäßen, auf welchem der Conducteur, mir unwissend, gesessen hatte, war aus einander gegangen, und hatte eine ganz verschobene Gestalt angenommen.

Es ist unbeschreiblich, welch einen Schrek ich bei diesem Anblick empfand. Nachdem ich diese mir so theuren Alterthümer nun schon 300 Meilen unter vielfachen Sorgen und Beschwerden mit mir geführt hatte, und ganz nahe am Ziel meiner Reise war, trat hier der Augenblick ein, wo sie plötzlich zu Grunde gehen sollten. Ich war halb versteinert.

Man suchte mich zu beruhigen, und der Kasten mußte wirklich erst vor einigen Minuten aus einander gegangen seyn, denn er war nur wenig zusammen gedrückt, aber immer noch genug, um das schlimmste befürchten zu lassen. Ich suchte ihm, und dem

darin Eingepackten so viel wie möglich seine Gestalt wieder zu geben, stemmte meine Füße gegen das vorgedrungene Bret, und der Postillion mußte nun ganz langsam nach Jägerndorf hinein fahren. Da ich noch immer nicht wußte, was geschehen war, so hatte ich einen äußerst peinlichen Weg.

Endlich langten wir an, und die Sachen wurden mit der größten Behutsamkeit ins Zimmer getragen. Aengstlicher noch, wie in Inspruk, fing ich die Untersuchung an, aber Dank sei dem Genius des Alterthums: ich fand nur Kleinigkeiten beschädigt, und das Ganze hatte noch nicht gelitten. Zweierlei glückliche Umstände hatten es gerettet: erstlich, daß der Wagen uns nicht fünf Minuten später begegnete, und der Conducteur nicht fünf Minuten später abstieg, denn sonst wäre alles zerdrückt worden; zweitens, daß wir bei dem Unfall nahe bei Jägerndorf waren.

Ich hatte wegen des Plombirens einige Umstände, ließ mir aber ein Zeugniß geben, daß das Blei blos durch einen Zufall verletzt war, ließ den Kasten so gut wie möglich wieder zusammen fügen, pakte mit der größten Sorgfalt wieder ein, und brachte ihn nun

ohne weitem Unfall nach Schlesien an den Ort seiner Bestimmung.

Auch die Münzen langten nach einigen Wochen glücklich mit dem Grafen von Hardenberg an, und nur einige wenige hatten sich etwas blank gescheuert. So war der Kunsttransport zu Lande auf 300 Meilen glücklich vollbracht.

Es ist wahr, daß er große Sorgfalt, Mühe, Unruhe und Kosten verursacht hat, aber es ist auch dadurch etwas nach Schlesien versetzt worden, das noch nie dahin kam, und eine Sammlung von Alterthümern, antiken Münzen und andern Merkwürdigkeiten ist in meinen Händen, deren sich höchstwahrscheinlich keine andere Privat-Person in diesem Lande rühmen kann.

Ein Paar Worte über alte Münzen.

Ehe ich zur Beschreibung der einzelnen Münzen fortgehe, die in diesem Kabinett sind, halte ich es für nothwendig, zuerst einige Worte im Ganzen über antike Münzen zu sagen.

Antike Münzen sind nichts anders, als kleine Basreliefs aus dem Alterthum, in wel-

ehen sich etwas von der Kunst, von der Geschichte, von der Religion, von den Sitten, oder überhaupt von dem Geist des Zeitalters abgedrückt hat. Sie sind kleine Bücher, die oft nur wenig erzählen, aber mit einer Gewissheit, wie kein anderer Autor.

Was die Kunst betrifft, so bieten uns die Münzen vermöge des kleinen Raums, auf den man sie zusammendrängen kann, ein Schauspiel dar, das keine andere Kunstwerke zu geben vermögen: es gehen dadurch ganze Zeitalter, Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende, vor unserm Blick vorüber, in einem so kleinen Raum vorüber, wenn sie danach geordnet sind, daß man sie mit einem Anschauen überblicken kann.

Es braucht nicht weitläufig aus einander gesetzt zu werden, man fühlt es schon, daß die Münzen dadurch ein hohes Interesse bekommen. Der Charakter ihres Zeitalters prägt sich ihnen ein, und dies ist in Absicht der Kunst so merklich, daß es auch dem ungeübtesten Auge auffallen muß. Wenn man Münzen aus frühern und spätern Jahrhunderten nach der Zeitfolge zusammenlegt, so entdeckt man in ihrem Gepräge alle Abstufungen von der edelsten Zeichnung an bis zu der

elendesten, geschmaklosesten und gemeinsten herunter. Je höher das Alterthum ist, um so schöner ist gewöhnlich das Gepräge. Auch unter den römischen Kaisern findet man es noch sehr edel und charaktervoll, besonders unter Hadrian, aber späterhin im dritten, vierten und fünften Jahrhundert, wird es äußerst gemein und die Köpfe der Kaiser bekommen gleichsam Affengesichter. Je nachdem sodann das Christenthum fortrückt, wird es noch schlimmer, und die Affengesichter nehmen einen Karakter an, wofür man keinen Namen mehr hat, man müßte sie denn Schlaraffengesichter nennen.

Was die Geschichte betrifft, so erzählt oft eine kleine Münze eine ganze Begebenheit. Ich habe eine sicilianische gesehen, die in dieser Rücksicht sehr merkwürdig war. Auf der einen Seite ist der Kopf der Diana mit der Umschrift *σωτειρα*, auf der andern ein geflügelter Donnerkeil; über demselben liest man: *Αγαθοκλειος*, und darunter *βασιλευς*. Bis so weit ist die Münze bekannt und gewöhnlich; aber über dem Donnerkeil und dem Namen des Tyrannen von Syrakus war ein zweites späteres Gepräge, nämlich ein Adler, der das erste beinahe ganz bedeckte.

Wie viel erzählt dieser kleine Nummus nicht! Die Münzen eines Staats nehmen gewöhnlich das Gepräge des darin Herrschenden an, wie noch jetzt die Münzen in Frankreich mit dem Bilde Bonapartes beweisen. Auch Agathokles hatte seinen Namen auf die syrakusischen Münzen mit dem Titel König gesetzt, und obendrein einen Blitzstrahl; denn er herrschte dort, wie Jupiter im Olymp, und ein Tyrann kann schon Blitzstrahlen schleudern. Aber er starb endlich, und ein freier Adler ward über seinen Namen und über das Sinnbild seiner Macht geprägt. Syrakus triumphirte, daß es frei war, es vertilgte das Gedächtniß des Tyrannen, und die Münzen nahmen ein anderes Gepräge an. Diese Begebenheit kann unmöglich kürzer erzählt werden, als auf der kleinen Münze geschehen ist. Sie befindet sich auch in meiner Sammlung aber ohne den Adler.

Ich habe andere sicilianische Münzen mit einer phönicischen Inschrift gesehen, über welche eine spätere griechische geprägt war, und diese erzählten, daß einst phönicische Colonien in Sicilien waren, und daß diese von griechischen Völkern unterjocht wurden.

Besonders haben die römischen Kaiser-münzen Bezug auf die Geschichte, selbst die ganz gewöhnlichen. Man hat eine vom Augustus, wo auf der einen Seite der Kopf des Augustus mit der Umschrift steht: Divus Augustus Pater, auf der andern ein Adler, der mit seinen Füßen eine Weltkugel umklammert. Was kann sie deutlicher sagen, als daß Augustus die Erde beherrschte. Eine andere Münze von ihm zeigt ein Crocodil, das mit Ketten an einen Palmbaum gefesselt ist; was kann sie anzeigen, als daß Aegypten unterjocht ist?

Auf einer Münze des Germanikus sieht man ihn auf einer Seite mit ausgestrecktem rechten Arm als befehlend, und in der Linken einen römischen Kriegsadler haltend, abgebildet, mit der Inschrift: Signis receptis devictis Germanis, und mit dem S. C. (Senatus Consulto). Auf der andern Seite sieht man ihn stehend in einem Triumphwagen mit der Ueberschrift: Germanicus Caesar.

Diese Münze erzählt, daß Germanicus römischer Feldherr war, daß er Krieg gegen die Deutschen führte, daß er sie überwand, daß er ihnen früher eroberte Kriegszeichen wieder abnahm, daß ihm der Triumph

darüber zuerkannt wurde, und dafs er wirklich mit Bewilligung des Senats in Rom triumphirend einzog. Das Münzgepräge ist kürzer als diese Schriftsprache.

Es wäre leicht, tausend andere Beispiele von der gedrängten Geschichtssprache auf den gewöhnlichsten Münzen beizubringen.

Auch über Religion und Sitten verbreiten sie manches Licht. Es gibt unzählige Münzen, auf denen Opfer, Gottheiten, Halbgötter, Tempel, Altäre, allegorische Personen u. s. w. vorgestellt sind. Es gibt andere, auf denen man den Kopfputz der Männer und Frauen, Triumphwagen, Feldzeichen, Personen mit der Toga, mit dem Harnisch und mit andern Kleidungen abgebildet sieht. Auf einer gewöhnlichen Münze des grausamen Narren Nero sieht man ihn in der Tracht eines Cytharoeden, oder Cytherspielers, wie er auf der Bühne den Preis davon zu tragen sucht. Auf einer andern sieht man seinen Kopf mit der Umschrift Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus, und auf der Rückseite einen Tisch, worauf eine Vase und ein Kranz befindlich sind, mit der Umschrift Cerquingromcon. Den Namen Germanicus hat er von jemanden aus seiner Familie, der

die Deutschen überwand, und ihn seinen Angehörigen übertrug. Die Schrift auf der Rückseite heisst unabbrevirt: *Certamen quinquennale Romae conditum*, und es ist aus der Geschichte bekannt, dass er Spiele in Rom stiftete, die alle fünf Jahre gefeiert werden sollten. Der Kranz auf dem Tisch ist ein Preis bei diesen Spielen, und die Vase deutet an, dass dabei auch geopfert wurde.

Ich glaube, man fühlt nun hinlänglich die übrigens allen Münzkennern bekannte Wahrheit, dass die antiken Münzen einen grossen Bezug auf Kunst, Geschichte, Religion, und die Sitten der Alten haben.

Es gibt fünf Hauptarten von antiken Münzen, mit denen sich gewöhnlich die Sammler beschäftigen: die sicilianischen, die griechischen, die consularischen, die römischen Kaiser Münzen, und endlich die *ex seculo inferiore*, die spätern der Christlichen Zeit. Unter allen diesen sind die sicilianischen die schönsten.

Ich habe von jeder dieser Arten einige, und man wird dadurch mindestens einen deutlichen Begriff von ihnen bekommen; das eigentliche Gros der Sammlung aber besteht

in römischen Kaisermünzen, unter denen viele ägyptische und viele aus den griechischen Colonien sind. Sie zeichnet sich dadurch, wie man schon in Neapel bemerkte, besonders aus, daß die größte Anzahl davon sehr gut erhalten ist, und einige so sind, als wären sie eben aus dem Stempel hervorgegangen.

Es sei mir erlaubt hier vorläufig einige von den ungewöhnlichen zu erwähnen. Ich besitze eine Münze mittlerer Gröfse, wo auf der Vorderseite zwei Personae togatae nebeneinander sitzen mit der zum Theil verlöschten Umschrift: ἀδελφοὶ Δρῶσος καὶ Γερμανικὸς. Auf der Rückseite sieht man einen Lorbeerkranz mit der Inschrift κοινὸν Ἀσίας, und um den Kranz stehn mehrere griechische Worte, von denen ich nur Δημαρχικὰ ἐξουσία (tribunitia potestate) lesen kann.

Ich befinde mich an einem Orte, wo ich zu wenig Bücher über Münzen nachschlagen kann, und bin ungewiß, ob diese Münze inédita ist oder nicht; ich weiß nur soviel, daß die griechischen Drusi und Germanici äußerst rar sind. Auch war sie in dem Kaiserlichen Cabinet in Wien, welches mehr als 22000 antike Münzen enthält, noch nicht zu finden,
und

und der Director desselben, der Abbate Neumann, hat sie, da ich zwei Exemplare besaß, von mir eingetauscht. Ueberhaupt habe ich mehrere Colonial - Münzen mit griechischen Inschriften, die sich noch nicht in Wien befanden, gegen einige von den dortigen Dubletten diesem verdienstvollen Mann überlassen.

Ich besitze ferner eine griechische Faustina Senior, die Gemahlin des Antoninus pius. Auf der Vorderseite ist der Kopf der Faustina in ihrem gewöhnlichen Kopfputz, und mit der Umschrift: *θεα φαιστωεινα* (diva Faustina); auf der Rückseite ist ein Tempel von sechs Säulen, mit einer stehenden Figur im Eingang des Tempels, und der Umschrift: *δελφων.*

Die griechischen Faustinae seniores sind äußerst rar, aber besonders ist es diese, in der Stadt Delphi am Parnafs geschlagen, und mit dem berühmten Tempel des Gottes Apollo. Im Wiener - Kabinet ist sie noch nicht, und der thätige Director derselben gab sich die größte Mühe, sie von mir einzutauschen. Sie ist von Bronze und etwas unter mittlerer Gröfse.

Eine noch kleinere Faustina senior besitze ich, die man gewöhnlich so beschrieben

findet. Vorderseite: Caput Faustinae velatum.

Θεα φανστεινα. — Rückseite: Mulier sedens dextera pateram, sinistra innixa clypeo. Συμυρναίων.

Ich komme zu einer Münze, deren Erklärung selbst in Rom viele Mühe gemacht hat. Auf der einen Seite ist wahrscheinlich der Kopf des Commodus mit der beinahe verlöschten Umschrift: ΑΥΤ. ΚΑΙ. Μ. ΑΥΓ. ΚΟΜΟΔΟΥ. Auf der andern sieht man ein weibliches sitzendes Götzenbild, ganz in der steifen aegyptischen Manier, und mit einem Modius auf dem Kopf. Neben demselben ist ein gehelmter weiblicher Kopf mit dem Gesicht zu ihm gewandt, und darunter liest man: ΓΑΒΑΛΕΩΝ. Sie ist also aus der syrischen Stadt Gabala, aber ich bin bis jetzt gänzlich ungewiss, ob sie edita oder inedita ist. In keinem von den Werken über Münzen, die ich mir zu verschaffen vermogte, ist sie vorhanden *).

Ich besafs eine Titiana graeca, oder aegyptiaca, die mir in Rom durch einen Irrthum

*) In dem Anhang zu dieser Schrift wird sie von dem berühmten Münzkenner Zoega in Rom erklärt, aber auch nicht bestimmt, ob sie editirt ist.

abhanden gekommen ist. Sie war wahrscheinlich das beste Exemplar, was sich in Rom davon befand. Dieser Ausspruch scheint kühn zu seyn, aber ich habe einen triftigen Grund dafür. In Rom hat man die ganze vorhandene Münz-series Augustarum et Augustorum in Schwefelabgüssen nachgeformt, und der Unternehmer wählte dazu die besten Exemplare aus, die er in den römischen Münzkabinetten fand. Sein Schwefelabguß war aber bei weitem nicht so gut, als mein Original, worauf man noch ganz deutlich *ΤΙΤΙΑΝΗ ΣΕΒΑΣΤΗ* las, da man auf dem Abguß nichts lesen konnte. Ich habe mir nachher viele vergebliche Mühe gegeben, sie wieder zu erhalten.

Zwei großgriechische silberne Münzen sind in meiner Sammlung, welche einst die Königin Christina von Schweden besaß, und die zu dem prächtigen Münzkabinet gehörten, das sie in Rom zusammenbrachte. Sie sind aus Crotona und die eine scheint mir dadurch sehr merkwürdig zu seyn, daß eine sogenannte aquila incusa, oder ein vertiefter Adler darauf ist, der emporfliegt. Auf der andern ist ein erhabener sitzender Adler, und beide haben einen Dreifuß zum Gepräge auf der

Rückseite, mit den Buchstaben: QPO. (αγο).

Das alte Kappa hat Aehnlichkeit mit unserm Q.

Es sind übrigens in dieser Sammlung einige pondera der Alten, unter andern ein Semis aus der Zeit vor den punischen Kriegen, wo der As noch sein volles Gewicht hatte, mehrere Unciae, ein Sextans, Quadrans, Triens u. s. w. ferner drei Sestertien, die man für sehr selten hält, zwei Quinari- en, viele schön erhaltene Denarien, und ein doppelter Denarius mit der vertieften Inschrift: Roma, einem Januskopf, und einem Jupiter auf einem Triumphwagen, hinter dem eine Siegesgöttin steht.

Ich verspare mir das übrige bis zu der einzelnen Erklärung der Münzen, wodurch sie eigentlich erst ihren subjectiven Werth bekommen, besonders in Deutschland, wo es wenige Münzkenner gibt. Ich bin überzeugt, daß nicht viele Dinge in der Welt sind, deren Studium einen solchen Reiz gewährt, als das Studium der antiken Münzen. Ihre oftmalige Schönheit, ihr Bezug auf die Geschichte, ihr Alterthum, das Daseyn eines Dinges aus den classischen Zeiten, das im genauesten Zusammenhange mit den Erzäh-

lungen der Autoren steht; die Entzifferung, das Nachschlagen und Finden derselben in den Münzbüchern, oder das Entdecken einer ineditae, alles dies hat einen ungewöhnlichen Reiz, und reißt oft so hin, daß bei vielen Fremden in Italien, besonders bei Engländern, die Sucht nach Münzen so heftig wird, daß man sie eine geistige Krankheit, oder eine fixe Idee nennen kann.

Auch bei dem ganz Gleichgültigen, selbst bei dem Hasser alter Münzen, glaube ich, besonders bei Prüfung einzelner Münzen, eine lebhaftere Vorstellung erwecken zu können, wie viel Angenehmes man mit dieser Beschäftigung zu verbinden vermag.

Etwas über die Physiognomien der römischen Kaiser.

Man kann die Physiognomien der Kaiser genau aus Münzen kennen lernen, und es bald so weit bringen, daß man die Köpfe nicht in Münzen allein, sondern auch in Büsten sogleich erkennt.

Lavater mußte sehr oft irre werden, wenn er seine Physiognomik auf die römischen Kaiser anwenden wollte, denn nur

wenige stimmen mit ihren Gesinnungen überein. Hier sind einige Angaben von ihrer Bildung.

Augustus muß ein schöner Mann gewesen seyn, obwohl er ein etwas vorstehendes Kinn hat, wie sehr viele von seiner Familie: Agrippa, Mäcenat, Galba u. s. w. Tiberius ist ein schöner Mann mit einer edeln Gesichtsbildung; man sieht nichts darin von seiner finstern Grausamkeit. Klaudius zeichnet sich durch einen ungeheuer langen Hals aus, wie No. 38 auf Tab. IV. beweist. Nero ist der schönste von allen Kaisern. Er hat eine edle, griechische Gesichtsbildung, und viel Regelmäßigkeit der Züge, ja noch etwas anders, das man am wenigsten vermuthen sollte: sehr viel Gutmüthigkeit in dem fetten Unterkinne. Jedoch bemerkt man auch etwas Freches, Impertinentes in seinen Mienen. Man erkennt ihn übrigens gleich an dem dicken Halse.

In der schön erhaltenen Münzenreihe von No. 45 an bis No. 70 auf Tab. IV. wird man diesen Kaiser genau kennen lernen können.

Galba, dieser gutmüthige Mann hat etwas finsternes in seinem Blick, und ein her-

vorstehendes Kinn, so wie auch Vespasianus und Titus. Diese beiden edeln Kaiser haben in ihren Physiognomien eher etwas Grausames, als etwas menschenfreundliches. Die Geschichte straft ihre Bildung Lügen.

Man muß schon geübt in Erkennung der Münzen seyn, um die Kaiser Galba, Vespasianus und Titus von einander zu unterscheiden.

Domitianus ist hübscher, als sein Bruder Titus, hat auch nicht das Finstere im Gesicht. Wie wenig entscheiden hier die Gesichtszüge!

Dem Nerva sieht man es an, daß er ein alter magerer Mann war, wie auf Tab. V. No. 62 und 67. Auf einigen Münzen hat er Aehnlichkeit mit dem Trajan, und dieser ist wieder schwer vom Hadrian zu unterscheiden. Man muß genau darauf Acht geben, daß Trajan einen runden, und Hadrian einen langen Kopf hat. Uebrigens haben beide starke Züge, und Hadrian etwas sehr decidirtes in seinem Gesicht. Mit ihm kommen die Bärte in die Mode, da alle Kaiser vorher unbärtig sind. Die schön erhaltene Münze No. 53 Tab. VI. zeigt diesen Bart deutlich.

Antoninus pius hat einen wirklichen Christuskopf, und etwas sehr wohlwollendes, duldendes im Gesicht, wie man Tab. VII. No. 26. 31 u. s. w. bemerken kann. Marc Aurel sieht in der Jugend sehr unschuldig aus, und unterscheidet sich im Alter durch einen spitzen Bart.

Lucius Verus soll auf sein schönes Haar viel gehalten haben, und man bemerkt wirklich auf den Münzen, daß es sehr regelmälsig gekrümmt ist: Tab. VIII. No. 66 bis 70. Ueberhaupt ist dies die Zeit, wo die Kaiser das Haar sehr kräuseln, wie auch bei Marc-Aurel und beim Commodus zu beobachten ist. Dieser letzte, der ein Hercules seyn wollte, und sich auch mit der Keule häufig abbilden liefs, hat gar nichts ähnliches mit diesem griechischen Helden, und im Ganzen etwas weiches widerliches in der Physiognomie, welches besonders bei Statuen sehr merkbar ist.

Septimius Severus ist sehr häßlich, und hat eine Art Kalmukkengesicht: eine große Vertiefung über der Nase, und einen hervorstehenden Bart. Bei Caracalla stimmt einmal die Physiognomie mit seinem niederträchtigen und grausamen Charakter überein; er hat

etwas sehr tückisches und verstecktes in der Mine, wie man besonders No. 32 auf Tab. IX. bemerken kann. Der ausschweifende, grausame Heliogabalus hat eine so unbedeutende Gesichtsbildung, daß sich fast gar nichts davon sagen läßt. Alexander Severus hat die größte Aehnlichkeit mit seiner Mutter Julia Mamaea, und etwas ganz unschuldiges in der Physiognomie. Er hat nirgends einen Bart, und kam ja auch um, ehe er noch einen haben konnte.

Maximinus zeichnet sich durch einen unverschämt langes Kinn aus. Ich glaubte anfangs, daß es der Bart sei, bis mir eine gut erhaltene Münze in die Hände fiel, Tab. X. No. 4., und ich deutlich zu sehen glaubte, es sei wirklich das Kinn. Es steht weiter vor, wie die Nase. Indessen geben die langen Kinne gewöhnlich dem Gesicht etwas Gutmüthiges.

Der fromme Gordianus hat etwas treuherziges in der Mine, aber der ruchlose Philippus Pater hat auch nichts Böses. Trajanus Decius sieht diesem letzten ähnlich, und beide haben eine römische Nase. Ueberhaupt scheint, daß die Kaiser in gewissen Zeiträumen sich ähnlich sehen, woran viel-

leicht die jedesmalige Mode, und die Stempelschneider Schuld sind.

Es kommt jetzt die Zeit, wo die kupfernen Münzen ein gewisses blechernes Ansehen erhalten, wo die silbernen wie Prinzmetall und äußerst vermischt sind, und die Gesichter gleichsam affenmässig werden. Der Valerianus Tab. X. No. 77, übrigens eine schöne und gut erhaltene Münze aus Ephesus, ist ein Beispiel des blechernen, das sich von jetzt an nicht wieder verliert. Es läßt sich nur wenig von den Physiognomien sagen, außer dafs sie sehr gemein und kleinlich werden. Wie fade und unbedeutend sieht Gallienus aus! Der Kalmuk Posthumus, (denn wie kann man ihn nach seinem Gesicht anders nennen) macht den Beschluß des Seculi superioris, und zugleich das Ende von Tab. X.

Tabula I.
oder Nachrichten von verschiedenen antiken Münzarten.

Diese Münztafel ist von mehrern Seiten merkwürdig: in Absicht der Kunst, des Um-

fanges der Zeit, der Verschiedenheit der Münzarten, und der Seltenheit vieler darauf enthaltenen Münzen. Wer gar nichts von antiken Münzen weiß, kann hier in kurzer Zeit manches davon lernen.

In Absicht der Kunst zeigt sie die Höhe, die Abnahme, und den gänzlichen Verfall derselben. Man vergleiche die erste und die letzte Münze, und man wird über den Unterschied erstaunen. Jene ist aus der Blüthe der griechischen Kunst, diese aus der gedrücktesten Tiefe, worin sie allmählig durch das Emporkommen einer andern Religion, durch den Einfall barbarischer Völker, und durch den Untergang der Staaten versank. Der Anfang dieser Tafel führt in das schöne Alterthum der Griechen, die Mitte in die römische Kunst unter den Consuln und Kaisern, das Ende aber in die christlichen Bilder und Vorstellungen hinein.

In Absicht des Zeitraums ist sie nicht minder merkwürdig. Sie umfaßt mehr denn ein Jahrtausend; man übersieht hier Jahrhunderte mit einem Blick, und in diesen Jahrhunderten ist die Höhe und das Sinken Griechenlands, die Höhe und das Sinken Roms, so wie die Geburt Christi, und die veränderte

Weltreligion zu ahnden. Auf den ersten Münzen fühlt man die zarte Blüthe der Mythologie, und sieht die schöngebildeten Götter der Griechen, die uns den Glauben dieses berühmten Volks erzählen; die Mitte redet von den Thaten der römischen Kaiser, und das Ende zeigt uns Christum mit dem Evangeliumsbuche, der Weltkugel, dem Kreuze und dem Heiligenschein. Man könnte ein Werk schreiben, wenn man das, was man hier leise ahndet, hell mit der Geschichte in Verbindung setzen wollte.

Was die Verschiedenheit der Münzarten auf dieser Tafel betrifft, so kann man hier die gewöhnlichsten Sorten der antiken Münzen kennen lernen, welche die Kenner und Liebhaber zu sammeln pflegen: griechische, sicilianische, consularische, Kaiser- und christliche Münzen. Die griechischen und sicilianischen unterscheiden sich durch ihr schönes Gepräge, so wie durch ein äußerst reines Silber ohne allen Zusatz; die consularischen meistens durch einen Kopf auf dem Avers und eine Darstellung aus den Zeiten der Consuln und Könige auf dem Revers; die Kaisermünzen durch ihren Bezug auf die Geschichte und Regierungsform unter den Kaisern; die

christlichen endlich durch die en face herumgedrehten Gesichter, und durch ein abscheuliches Gepräge. Wer diese Tafel mit Aufmerksamkeit durchläuft, der wird in kurzer Zeit die antiken Hauptmünzarten kennen lernen, wozu man gewöhnlich auch in Italien keine so leichte Gelegenheit zu finden pflegt. In Absicht der Seltenheit einzelner Münzen endlich, die sich auf dieser Tafel befinden, so verdienen mehrere davon Aufmerksamkeit. No. 8 und 9, zwei Großgriechische von Crotona, sind aus der Sammlung der Königin Christina von Schweden, und die eine ist besonders selten, wegen des eingedrückten Gepräges, welches einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln vorstellt. Sie wurden jede zur Zeit der Revolution um einen Zechin in Rom verkauft, ich aber habe sie dort von dem Baron von Schellersheim, der eine schöne Sammlung von goldnen antiken Münzen hat, erhalten.

No. 12 ist einer der schönsten Köpfe einer Venus oder Diana. No. 17, 18, 19, von Taranto, wo Taras der Sohn des Neptuns auf einem Delphin reitet, sind wegen ihres edlen Gepräges und wegen ihrer schönen Conservation bemerkenswerth. Der Kopf

auf No. 26 zeigt die Höhe der Kunst in den besten Zeiten. Unter No. 42, 43, 44, und 45. liegen die Haupt-Silbermünzen der Römer, und zwar in der schönsten Erhaltung. Der Denarius duplex zeigt ein hohes Alter durch das eingedrückte Wort Roma, das man sonst immer erhaben findet. Der Denarius und Quinarius zeigen die X und die V als ihr Merkmal sehr deutlich. Der Sestertius ist der seltenste von allen, und auch wegen seiner treflichen Erhaltung schätzbar. Schulze sagt in seiner Anleitung zur Münzwissenschaft pag. 205. §. 3.: „Die ersten Silbermünzen waren Denarius, Quinarius, Sestertius. Ein Denarius galt 10 Asses (also 10 Pfund Kupfer à 12 Unzen; so kostbar war damals das Silber, und so wohlfeil das Kupfer) ein Quinarius galt fünf, ein Sestertius aber dritthalb Asses. Dafs noch wirklich u. s. w.“

Dafs es noch Sestertien gibt, das braucht uns Scholle nicht mehr zu beweisen; denn in dieser Sammlung sind drei sehr gut erhaltene, dieser No. 45 und auf Tab. II. No. die alle unstreitig echt sind. Das Zeichen des Sestertius ist ein SII., der Name aber kommt von semis und tertius her. Die

beiden Quinarien dieser Sammlung liegen auf dieser Tafel No. 44 und Tab. II. No. beide sind mit V. bezeichnet, zwei Quinarien ohne dasselbe aber liegen neben dem letzten.

No. 63 und 64 liegt ein kupferner und silberner Trajan mit der Dacia capta, welches Gepräge Bezug auf den langen Krieg dieses Kaisers mit den Daciern hat. No. 67 ist ein silberner Antoninus pius, so scharf erhalten, als wenn er eben aus der Münze käme, mit dem Apollo in weiblicher Kleidung, also einem Apollo Musagetes, der eine Leyer und eine Schale trägt.

Der Caracalla No. 71 ist wieder ein Zeuge guter Erhaltung, so wie fast keine einzige von den Kaisermünzen ausgenommen. Mit No. 81 fangen die blechartigen Münzen an, und nicht allein das Kupfer, auch das Silber wird so elend, daß es fast allen Werth verliert. Der Posthumus No. 82 und der Probus No. 86 sind Zeuge davon. Nicht allein die Kunst, auch der Werth des Metalls sinkt augenscheinlich. No. 96 sieht man den ersten Christus mit der Weltkugel und der latinisirenden Inschrift auf dem Revers: *ΩΜΑ ΕΝ ΘΕΩ ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΒΑΣΙΛΕΩΝ*. Neben demselben ist die Mater domini Maria

mit dem Christuskinde, abscheulich in einem Stuhl sitzend gezeichnet, und auf der andern Seite der Comes Rodericus aus Sicilien, eben so abscheulich zu Pferde.

Wer kann von den letzten Münzen No. 99 und 100 etwas anders sagen, als dafs hier die Kunst in das elendeste Knabenalter zurückgesunken ist? Um sich zu erholen mufs man seinen Blick auf die schöne griechische Kunst im Anfang dieser Tafel wenden.

Wer diese Bemerkungen einigemal mit den Münzen derselben vergleicht, der wird bald die Hauptgattungen davon unterscheiden, und sich sehr schnell einige Begriffe von der Münzlehre verschaffen.

A n h a n g.

Als ich mich im Frühjahre 1803. in Rom befand, und es mir sehr am Herzen lag, die falschen Münzen in meiner Sammlung von den echten zu unterscheiden, suchte ich die Bekanntschaft des gelehrten Alterthumsforschers und grossen Münzkenners, des Herrn Zoega. Man hält ihn, besonders in diesem letzten Fach, für einen der ersten in Rom und bei ihm konnte ich mich also am besten Rathes erholen. Er hatte wirklich die Güte, nicht nur die zweifelhaften mit mir durchzugehen, und die unechten abzusondern, sondern auch mehrere mir unbekannte zu erklären, und über einige, deren Erklärung er nicht gleich zu finden vermogte, schrieb er mir nachher folgenden Brief.

Rom den 18ten April 1803.

Ich stelle Ihnen die mir zur Entzifferung mitgetheilten griechischen Münzen wieder zu. Die mit dem unbärtigen Kopfe, und dem typus der Dioscuren gehört der Stadt Paltos in Syrien. Die Aufschrift ΠΑΛΤΗ-ΝΩΝ ist unbezweifelt; ob sie aber von Marc-Aurel, oder von Commodus ist, wage ich nicht zu entscheiden. Zwar kenne ich von dieser Stadt bisher keine ältere, als von Com-

modus. Die andere von ähnlicher Manier ist von der benachbarten Stadt Gabala. Die Legende: ΑΥΤ. ΚΑΙ. Μ. ΑΥΡ. ΚΟΜΟΔΟΝ; auf der Rückseite: ΓΑΒΑΛΕΩΝ ΓΛC, Jahr 233. der spätern Cäsarianischen aera, oder 239 der Stadt Rom. Die übrigen zertrennten und verstellten Buchstaben sind mir unerklärlich. Vielleicht liegt in einem Theile von ihnen der Name ΤΥΧΗ verborgen, womit auf andern Münzen dieser Stadt die zwischen Löwen sitzende Cybele als Schutzgotttheit belegt wird *).

Der Caracalla mit der Inschrift ΠΥΘΙΑ ΗΛΙΑ ist von Emisa, und die ungestalten Buchstaben müssen gelesen werden: ΜΗΤΡΟΠΟΛΙς Κολωνία Εμισον. Der Elagabalus mit dem typus des Triptolemus ist von Sidon, und die Legende: COLONIA AVGUSTAPIA METROPOLIS SIDON.

Der Kopf auf der Münze mit ΑΡΓΩ ΜΑΓΝΗΤΩΝ ist vermuthlich der von Volusian, und die Inschrift wäre: ΓΑΙΟΣ ΟΥΙΒΙΟΣ ΑΦΙΝΙΟΣ ΒΗΔΟΥΜΒΙΑΝΟΣ ΒΟΛΟΧΗΝΟΣ.

Ihre Titiana, die ich nicht zu sehen bekommen, ist ohne Zweifel egyptischen Gepräges, denn nur von Alexandrien haben wir

*) Dies ist die Münze, die schon in den Worten über alte Münzen erwähnt ist. Jemand, der sie besser erhalten besitzt, wird die obigen Zweifel lösen können.

sichere Münzen dieser Kaiserin. Zwei typi sind davon bekannt, die ich im Pariser Cabinet, und in dem zu Florenz gesehen, und in meinem Buche: Nummi Egyptii Imperatorii, beschrieben habe: TITIANH CEBACTH)(ΛΑ, Victoria gradiens, dextra Coronam, sinistra ramum *). Die Rückseite der andern: ΛΑ; Navis cum velo, rudentibus et gubernatore iter faciens per undas. Beide sind von zweiter oder mittlerer Gröfse. Eine von erster Gröfse, die zu Mytilene geschlagen seyn soll, wird im Kaiserlichen Cabinet zu Wien gezeigt, allein die Schrift auf beiden Seiten ist so verdorben, daß sowohl der Kopf der Kaiserin, als das Vaterland der Münze zweifelhaft bleiben. Der typus ist ein Kaiser zu Pferde.

Uebrigens bedaure ich sehr, daß Zeit und Umstände mir nicht erlaubt haben, den ganzen Schatz von antiken Münzen, den sie aus Neapel mitgebracht haben, mit Ihnen durchzugehen. Das, was ich davon zu sehen Gelegenheit gehabt habe, gibt mir von dem Ganzen eine große Erwartung.

G. Zoega.

Da man so mancherlei Zweifel gegen die Echtheit der Münzen hat, so habe ich für nöthig gehalten, diesen Brief hier abdrukken

*) Dies war die meinige, und man sah alles oben beschriebene sehr deutlich darauf.

zu lassen, und füge nur noch hinzu, daß die übrigen Münzen, die Herr Zoega nicht gesehen hat, schon in Neapel von mehreren Kennern geprüft sind, so daß ich jetzt mit ziemlicher Sicherheit einen Preis darauf setzen kann, eine unechte in der ganzen Sammlung zu finden, diejenigen ausgenommen, die dafür erkannt, und als Proben der Uechtheit oder wegen ihrer Schönheit beigelegt sind.

Es wird einem übrigens nicht schwer gemacht, die Münzen zu prüfen, denn die eigentlichen Münzkenner finden ein großes Vergnügen daran, und man kann ihnen keine angenehmere Beschäftigung geben. So wenig Reizendes es übrigens für den Nichtkenner hat, eine lange Reihe von Münzen durchzugehen, so reizend ist es, sich auf die einzelnen einzulassen und in die Erklärung derselben einzudringen.

Unter denen, die am meisten zur Erklärung meiner Münzen beigetragen haben, ist der Abbate Tata, Custode des Königlichen Münzkabinets auf Capo di Monte in Neapel, auch Mitglied der Academie der Wissenschaften in Berlin *); besonders aber der Schwe-

*) Dieser zeichnet sich durch einen äußerst gutmüthigen Charakter, der in Neapel so selten ist, und durch viel Gelehrsamkeit aus. Ich fand bei ihm eine Menge Lava vom Vesuv, die er nach Berlin an die Academie schicken wollte.

de Friedrich Schürer. Dieser besitzt selber ein Münzkabinet von 3000 antiken Münzen, welches er von seinem Onkel, dem ehemaligen Beichtvater der Königin von Neapel, erbte, und nachher mit der Zeit vermehrte. Er hat besonders eine große Fertigkeit, die Kaiser, auch bei einem verdorbenen Gepräge, zu erkennen. Der Aufseher eines Münzkabinetts ist schwer zu finden; Herr Schürer würde sich vollkommen dazu eignen.

Zu den sehr interessanten Bekanntschaften unter den Münzkennern, die ich in Neapel gemacht habe, gehört auch der palermitanische Cavalier Don Michele di Calcagni. Dieser besitzt eine vortrefliche sicilianische Münzsammlung, und wird, wie schon durch die Zeitung für die elegante Welt bekannt gemacht ist, zwei Bücher darüber herausgeben, die dem Numismatiker äußerst wichtig sind. Er schrieb auf meine Bitte mir folgende Nachricht von diesen Werken:

Il Cavaliere Michele Calcagni
della Città di Palermo
publicherà quanto prima due opere le quali
avranno questi Titoli:

- I. La Galleria numismatica degli antichi Re' e Tiranni della Sicilia.
- II. Viaggio numismatico per la Sicilia e per le isole d'intorno.

Verranno queste due opere arricchite di poco apresso che due cento medaglie o tutte affatto inedite, o varianti da quelle finor pubblicate, parte possedute dall' autore, e parte vedute in altri Medaglieri in Sicilia. Convinto l'autore della ragionevolezza delle rimproveri fatte dal Winkelmann contro Mr. Pellerin, e dall' Eckhel contro il Principe di Torremuzza per aver trascurato i disegni, e le incisioni delle belle monete di Sicilia nelle opere loro, a rivolto il pensiero a questo primo oggetto, ed in quanto a' Disegni li fa già eseguir dal celebre Sign. Paolino Girgenti Siciliano troppo conosciuto per i suoi lavori della Real Quadreria di Capo di monte a Napoli; ed in quanto alle incisioni a dispetto di ogni spesa spera ottenere il bulino del famoso Sign. Raffaello Morghen.

Nella prima opera faranno piacere ad esser vedute le seguente Medaglie.

1) Un Aceste Fondatore di Segesta, e Re degl' Elimi con greca iscrizione, che passa sopra ad una leggenda fenicia.

2) Un Cleandro Patareo col suo ritratto, primo Tiranno di Gela, anteriore a Gelone, non mai più veduto.

3) La testa di Dionisio con punica iscrizione.

4) Agathocle ripercosso da Siracusa libera, che risalta sopra il fulmine ed il Nome del Tiranno.

5) La testa diademata di un Tiranno ignoto di Siracusa.

Inoltre Geloni, Agathocli, Pirri, Filippidi, e Pintii varianti.

Conchiuderà il libro un Saggio sopra l'età delle monete di Gelone e Hierone in risposta del Giudizio del Sign. Eckhel.

* * *

Più largo campo presenta la seconda opera: Il viaggio numismatico per la Sicilia. A cominciar da Abacene sin a Tindaro e Lipari si vedranno delle monete inedite o varianti. Le prime formeranno sempre un gran rarità. Quelle della seconda classe piaceranno non solo per la variazione, ma perchè, riproducendo con bei disegni, e belle incisioni monete già cognosciute, risparmieranno il peso del immenso volume in foglio della Raccolta già pubblicata dal Torremuzza, e presenteranno soltanto le diversità notabili, che la non vi sono.

Si avrà premura, che le due opere siano in testo portabile al commodo de' viaggiatori.

Der Cavalier Michael von Calcagni, aus der Stadt Palermo, wird nächstens zwei Werke unter dem Titel herausgeben:

I. Münzgallerie der alten Könige
und Tyrannen in Sicilien.

II. Numismatische Reise durch Sici-
lien und die Inseln umher.

Diese beiden Werke werden, mit beinahe zweihundert entweder ganz unedirten, oder doch, von den bis jetzt bekannt gemachten, abweichenden Münzen bereichert, erscheinen. Zum Theil besitzt sie der Verfasser, zum Theil hat er sie in andern Münzkabinettern in Sicilien gesehen. Der Verfasser ist von der Rechtmäßigkeit der Vorwürfe überzeugt, die Winkelmann dem Pellerin, und Ekhel dem Prinzen Torremuzza gemacht hat, die Zeichnung und den Stich der schönen sicilischen Münzen in ihren Werken vernachlässigt zu haben, und wird sein Augenmerk auf diesen wichtigen Gegenstand richten. Was die Zeichnungen betrifft, so läßt er sie schon von dem berühmten Sicilianer Don Paolino Girgenti, der hinlänglich durch seine Arbeiten in der Königlichen Bilder-Gallerie auf Capo di Monte in Neapel bekannt ist, verfertigen. Was aber den Stich betrifft, so hofft er, da er keine Kosten scheuen wird, den Grabstichel des berühmten Raphael Morghen zu bekommen.

In dem ersten Werk wird man an dem Anblick der folgenden Münzen Gefallen finden:

1) Ein Acestes, Erbauer von Segesta, und König der Elimer, mit einer griechischen Inschrift, die über eine phönicische Legende hinweggeht.

2) Ein Cleander Patareus mit seinem Bilde; erster Tyrann von Gela, noch vor dem Gelon, sonst niemals gesehen.

3) Der Kopf des Dionysius mit punischer Inschrift.

4) Ein Agatokles, wieder geschlagen von dem freien Syrakus, das über den Blitzstrahl und den Namen des Tyrannen weggeht.

5) Der gekrönte Kopf eines unbekannten Tyrannen von Syracus.

6) Außerdem mancherlei Münzen von Gelon, Agathokles, Pyrrus, Pilippides, Pintius caet.

Eine Abhandlung über das Alter der Münzen von Gelon und Hiero, als Antwort auf das Urtheil Ekhels wird das Buch beschliessen.

* * *

Ein weiteres Feld wird das zweite Werk darbieten: Die numismatische Reise durch Sicilien u. s. w. Von Abacenes an bis auf Tyndarus und Liparus wird man unedirte oder abweichende Münzen sehen. Die ersten werden eine große Seltenheit seyn; die aus der zweiten Classe werden nicht nur wegen ihrer Mannigfaltigkeit gefallen, sondern auch

deshalb, weil sie die schon bekannten Münzen mit schönerer Zeichnung und Stich wieder aufstellen. Dadurch werden sie das Gewicht des ungeheuren Werks in Folio bei den Sammlungen des Torremuzza ersparen, und nur die Verschiedenheiten darbieten, die dort nicht zu finden sind.

Beide Werke wird man in portative Bände zur Bequemlichkeit der Reisenden zu bringen suchen.

Ich hatte aus Rom an den Cavaliere di Calcagni geschrieben, und empfing nach meiner Rückkunft in Deutschland den nachfolgenden lateinischen Brief von ihm, den ich, weil er Bezug auf alte Münzen hat, hersetze:

Clarissimo Viro
Carolo Friderico Benkovitio
Michael Calcagni Eques
S. P. D.

Post litteras a te Romae mihi conscriptas, nullus de peracto ad patrios usque Lares incolumi itinere advenerat nuncius. Et jam quintus elabebatur mensis, ex quo a meis, ut ita dicam, lacertis potius avulsus, quam ab hac Civitate egressus fueras, et jam de adversa valetudine tua suspicabar, cum amica sors obtulit, eadem, qua nunc moror, e Castri Novi regione, in arca maxuma, domo, redu-

cem, ab Urbe Borussorum principe, tuissimum Graumannum excipere, qui mihi multa de te petenti, multa feliciter retulit. Gratulor hinc summopere quod valeas, gratulor, quod antiqua numismata, a te undequaque studiosissime contecta, per tot longae viae discrimina evaserint, et ad tuas usque aedes inviolata pervenerint, hybernorum dierum illecebras, urente siccos interim ramos sociali camino, multoties paritura. Esto tunc, quaeso, memor mei, qui numismatica cognatione, tuos inter amicos sum cooptatus, prout tu ob oculos meos quotidie versaris, maxime cum ad Gazam accedo, ubi dulcissimas insimul horas terere consuevimus: Et profecto nil nisi res numaria, nunc temporis, juvat, atque praeter omnes Sicula Classis Patria ridet, anecdotorum, variantiumque Cimeliorum ad priscos Siciliae Reges spectantium, adhuc non infecunda. Nempe, ultra invidendos illos, quos apud me miratus es numos, quorum syllogen tibi credidi profecturo, desideratos, atque a saeculis expetitos nonnullos alios, vel me comparsse vel introspexisse alibi aequus amavit Juppiter. Delitescebat heic, omnibus antehac ignotus, in Numophylacio Minerviniano, Liparae Insulae numis permixtus, Liparus Syracusanorum Rex, cujus tantum Plautus meminit in Menecmis, unicum genuinumque argenteum, ut ita dicam, a me inventum

Numisma, nedum ob Regis imaginem, nitidissimamque inscriptionem ΑΙΠΑΡΟΥ summo in pretio habendum, sed tamquam sicalae Historiae praestantissimum supplementum colendum diligendumque. Accessit insuper meis, singularis Transibuli Gelonis, Hieronisque, Fratris, aeneus numus (insigne recens adhuc ore alio indictum) ornavitque pluteos meos. Silani Agrigentini numus percussus, ex quo aliis posthabitis argumentis, illum non amplius Magistratum prout Turris Mutiae Principi visum, sed Agrigentinorum tyrannum extitisse constat, veterum Sicularum more firmato, tyrannorum in odium, et contumeliam, post eorum obitum, vestigiis nominum, imaginumque relictis, Urbium autonomarum Symbola superinsculpta fuisse, prout de nostris Agatocleis resignatis numis, testis indubius, apud Exteros, discessisti. Restat, ut haec omnia, atque alia, hoc genus, nonnulla, vel variantia, in unum coalescant volumen. Sed multa oculis tuis subjicere, multa tecum disserere necesse est: Nil mihi rescribas, attamen ipse veni. Dabam Neap. II. Kal. Sept. Anno Aer. Com. 1803.

Zweiter Anhang.

Schon war das Manuscript geendigt, und zum Druk abgesandt, als mir des Herrn Schlichtegrolls Annalen der Numismatik, erster Band, in die Hände fielen. Mit einer heimlichen Freude fand ich darin einige seltene Münzen aufgeführt, die ich selber besitze, nemlich die unter der Rubrik: Ein Paar Worte über alte Münzen, erwähnte Faustina senior von Delphi. In den Annalen ist sie in Kupfer gestochen, und es heisst darüber: „Das hier abgebildete sehr gut erhaltene Exemplar, das neuerlich mit dem Seckendorfschen in das Gothaische Cabinet übergegangen ist, ist das einzige Original mit dieser seltnen Reverse, dessen Aufbewahrungsort man kennt.“

Da mein Exemplar, so wie das ganze Cabinet, bis jetzt unbekannt war, so konnte der verdienstvolle Herr Verfasser nichts davon wissen; aber ich glaube, es jetzt etwas näher beschreiben zu müssen. Es ist auf der Vorderseite ganz wie das Gothaische, so daß in der Legende die Buchstaben Θ Ε Α Φ Α Υ

hinter dem Kopf, und die Buchstaben C T E I N A vor dem Gesicht stehen. Auf der Rückseite sind einige Verschiedenheiten. Das Wort $\Delta E \Lambda \Phi \Omega N$ steht nicht in area, sondern in der Legende, und zwar so: Δ gerade gegen der Figur über; E an der Spitze des Frontispizes; $\Lambda \Phi \Omega$ über dem Dach des Tempels; das N ist nicht zu erkennen, obwohl die Münze sonst gut erhalten ist. Die halb bekleidete Figur am Eingange des Tempels scheint mir nicht weiblich zu seyn. Sie stützt sich mit dem linken Ellenbogen auf eine kleine Säule, und hält in der Rechten etwas, das ein Bogen seyn könnte, auf welchen sie sich zu stützen scheint. Auf dem Dach finde ich nicht die in dem Kupferstich angedeuteten Knöpfchen, übrigens aber sechs Säulen auf der linken Seite des Tempels, und zwei auf der rechten.

Das Resultat dieser Bemerkungen ist offenbar, daß es zweierlei Exemplare von der Faustina in Delphi gibt, daß diese aber nur auf der Rückseite von einander abweichen.

Mit eben so vielem Vergnügen fand ich, daß ich die pag. 56 in den Annalen aufgeführten seltenen Münzen der Familie Baebia besitze, und besonders merkwürdig waren

mir die Worte: „Der hier abgebildete Denar ist von der höchsten Seltenheit; Ekkel kannte ihn nur aus der Sammlung des Grafen Vitzai (D. N. Tom. V. pag. 149.) Das Original des hier abgebildeten befindet sich in der Herzoglichen Sammlung zu Gotha.

A. Der Kopf des Jupiter;

R. Die Victoria krönt ein Trophäum. Tamp.
in einem Monogram; im Abschnitt Roma.“

Ich besitze diesen Denar in einer schönen Erhaltung. Er ist etwas kleiner, als andere Denare, gerade so groß wie der abgebildete, und auch übrigens ihm bis auf einen einzigen Umstand vollkommen ähnlich: zwischen der Victoria und dem Trophaeo nemlich steht auf dem meinigen statt des Monogramm $\overline{M}$ ein aufgerichtetes fulmen, wahrscheinlich in Bezug auf den Jupiterskopf. Sehr bedeutend scheint mir der Umstand, daß dies fulmen unten beinahe wie ein M mit einem Queerstrich darüber aussieht, und leicht dafür angesehen werden könnte, wenn der obere Theil des Blitzstrahls verlöscht wäre. Allein ich kenne die Erhaltung des gothaischen Denars zu wenig, um eine Vermuthung diesfalls zu wagen.

Einen etwas größern Denar von der Familie Baebia finde ich in meiner Sammlung, wo hinter dem Kopf Tampil steht, und unter dem Kinn das Zeichen des Denars X. Der Apoll auf der Quadriga hat Bogen und Pfeil in der Hand, und unter den Füßen der Pferde steht: Roma, in dem Abschnitt unten aber liest man: M. BAEBI. Q. Da auf der Rückseite dieser sehr scharf erhaltenen Münze in einen kleinen Raum so viel zusammengedrängt ist, so hat sie ein reiches Ansehen.

Der Umstand, daß ich in meiner Sammlung oft unvermuthet seltene Münzen entdecke, bringt mich auf den Gedanken, daß noch manches Merkwürdige darin verborgen seyn mag, und ich vermuthe dies besonders unter den griechischen Städtemünzen mit Kaiserköpfen. Die Zeit wird darüber entscheiden.



D r u k f e h l e r.

Seite 17 mitten lies: weifslichte, statt winstliche.

- 18 mitten l. Ort, st. Orten.
- 20 mitten l. das, st. etwas.
- 23 unten l. mit, st. mi.
- 25 mitten l. diesem, st. diesen.
- 45 mitten l. Νιψασθαι, st. Νιφασθαι.
- 46 mitten l. 21, st. 20.
- 71 mitten l. jemandem, st. jemanden.
- 92 mitten l. Νεαπολις, st. Νεοπολις.
- 95 mitten l. nur, st. nun.
- 110 unten l. Plinius, st. Plimus.
- 113 oben l. Versuch, st. Vesuv.
- 122 oben l. Sache, st. Rache.
- 145 unten l. Toro, st. Torso.
- 168 mitten und unten l. Brett, st. Bret.
- 168 unten l. Schnüre, st. Schnüren.
- 169 mitten l. Gefäfs, st. Gefässe.

Die noch übersehenen oder etwa von Seite 176 an vorhandenen Druckfehler wird der einsichtsvolle Leser leicht als solche erkennen, und verbessern.

Book 10

Verzeichnis der Bücher



Benkowitz, Karl Friedrich,

Das italienische Kabinet

Leipzig 1804

Ital. 38

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10077153-6